

7. Organisation und Herrschaft:

Das Organisationsverhältnis im modernen Weltsystem

»Eine Theorie der Weltgesellschaft muß [...] auch eine Theorie der eng mit ihr verflochtenen Karriere der formalen Organisation sein.«
Rudolf Stichweh (2000: 252)

Die allgemeine Nichtbeachtung der Bedeutung formaler Organisation innerhalb der Globalisierungsliteratur lässt sich am Beispiel des instruktiven und breit rezipierten Ansatzes von Robertson (1992) illustrieren. Robertson (1992) hat mit seiner Monographie »Globalization: Social Theory and Global Culture« ein Standardwerk der Globalisierungsliteratur geschrieben, welches als wegweisend und typisch zugleich für einen von der Postmoderne-Debatte beeinflussten Zugang zur Globalisierungsthematik gelten kann. Er insistiert dort mit dem von ihm eingeführten Begriff der Glokalisierung darauf, dass sich das Lokale und das Globale nicht ausschließen. Er argumentiert damit gegen eine seiner Meinung nach verkürzte Analyse, die den Globalisierungsprozess lediglich als Vereinheitlichung fasst. Das Lokale müsse hingegen als ein wichtiger Aspekt des Globalen verstanden werden. Eine globale Kultur könne deshalb auch nicht statisch, sondern nur als ein kontingenter Prozess gedacht werden, in der die widersprüchlichen Element in ihrer Einheit begriffen und entschlüsselt werden müssen. So komme es im Globalisierungsprozess zu einer anscheinend paradoxen Situation: »In an increasingly globalized world there is a heightening of civilizational, societal, ethnic, regional, and, indeed, individual self-consciousness« (ebd.: 27).

Im Kontext dieser Überlegungen schlägt Robertson ein Modell vor, mit dem der Globalisierungsprozess zu verstehen sei. Demnach bilden na-

tionale Gesellschaften, das Weltsystem der Gesellschaften, die Menschheit und die Einzelnen die vier, sich gegenseitig aufeinander beziehenden Eckpfeiler der Globalisierung. Durch das Aufeinandereinwirken ergäben sich die globalisierungstypischen Relativierungen von Erfahrungen. Als Beispiel würden die Verknüpfung von nationalen Gesellschaften mit dem Weltsystem zu einer Relativierung von Gesellschaften und das Zusammenspiel dieser mit der Vorstellung von »der« Menschheit zur Relativierung des Prinzips der Staatsbürgerschaft führen. Insgesamt werden den vier Bereichen eine »reflexive Autonomie« unterstellt und damit gesellschaftliche Lernprozesse als möglich erachtet.

Betrachtet man die Arbeit von Robertson als Ganzes, so fällt zweierlei auf: Erstens kommt »Ökonomie« und damit ein wichtiges Feld globaler Entwicklung nur am Rande vor. Dies ist vor dem Hintergrund, dass sich Robertson gerade von ökonomistischen Deutungen des Globalisierungsprozesses absetzen will, theoriehistorisch noch verständlich. Entscheidender, und zugleich typisch für die Globalisierungsliteratur insgesamt, ist aber zweitens die Nichtberücksichtigung von Organisationen in diesem Prozess. Obwohl offensichtlich die erwähnte »reflexive Autonomie« durch Organisationen mediatisiert wird, ist dieser Prozess selbst kein Forschungsgegenstand.¹ Nationen, die Einzelnen, die Menschheit und das Weltsystem werden zwar als Akteure benannt, bloß Organisationen existieren in Robertsons Standardwerk nicht.

»Yet, how is any global reach possible, any conquest of space and time achievable, whether by nations or by firms, without some concept of the centrality of organization and organizations as the media through which globalization occurs?«, fragen Clegg und Gray (1996: 305) berechtigterweise in diesem Zusammenhang und weisen auf die Bedeutung von Organisationen im Prozess der Globalisierung hin, indem sie feststellen: »Organizations are the media of global reach« (ebd.). Die folgenden Ausführungen setzen hier an.

Dabei verfolgt der im Weiteren dargestellte, von Klaus Türk und Mitarbeitern entwickelte Ansatz der »Kritik der Politischen Ökonomie der Organisation« (Türk 1995; 1999a; Türk/Lemke/Bruch 2002; Bruch/Türk 2004) eine theoriestrategische Perspektive, die als »konstruktivistischer Materialismus« bezeichnet werden kann.² Sie entspricht damit der in der

1 Durch die Berücksichtigung von Organisationen würden Robertson dann wohl auch Fragen der Produktion und Konsumption wieder in den Blick geraten.

2 Bruch und Türk (2005) haben jüngst eine Präzisierung ihres Ansatzes vorgelegt, in der zentral mit Foucaultscher Begrifflichkeit argumentiert und Organisation als »allgemeines gesellschaftliches Dispositiv« aufgefasst wird. Inzwischen lassen sich einige empirische Anwendungen der Türk-

vorliegenden Arbeit verfolgten Strategie, einen historisch-materialistischen Theorierahmen (Wallerstein) mit konstruktivistischen Annahmen (Meyer et al.) zusammenzubinden. Das Phänomen der Organisation wird als historisch kontingentes Phänomen gefasst und wird eingebunden in den polit-ökonomischen Entstehungskontext der Moderne. Es ist mit diesem gleichursprünglich. Allerdings bleibt es nicht bei der (fast schon soziologisches Allgemeingut darstellenden) Formulierung von der »Organisationsabhängigkeit moderner Gesellschaft«.³

Der Organisation kommt hingegen eine zentrale, wenn nicht überragende Bedeutung für die moderne Gesellschaft zu. Organisation wird begriffen »als spezifische historische Form bzw. ein gesellschaftliches Verhältnis [...], das eine unverzichtbare Existenzbedingung für den modernen Kapitalismus und den modernen Staat war und ist« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 10). Eine Nachzeichnung der Entwicklungsgeschichte der modernen Gesellschaft macht ohne den Bezug auf Organisation keinen Sinn. »Organisation muss [...] als ein modernes Phänomen und als ein zentrales Strukturmoment für die Konstitution, Etablierung und Reproduktion der dominanten gesellschaftlichen Verhältnisse der Moderne analysiert werden« (ebd.). Mehr noch, Organisation kann als »Vollzug von moderner Gesellschaft« (Karafillidis 2002: 5) gefasst werden. Über den Begriff der Organisation wird eine theoretische Perspektive möglich, die zum einen eine Verbindung zwischen den verschiedenen historischen Ausformungen der modernen Gesellschaft herstellt und zum anderen das Strukturmerkmal der modernen Gesellschaft bestimmt, welches die unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereiche verbindet (Bruch 2000: 34).

7.1 Die sozialen Teilmuster von Organisation

Organisation ist für Türk keine basale Kategorie menschlicher Sozialität, sondern eine historisch kontingente Herrschaftsform, also ein »gesellschaftliches Konstrukt« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 19). Dies heißt gerade nicht, dass Organisationen keine Wirkungsmächtigkeit erlangen. Grundagentheoretisch wird auch in Bezug auf den »Gegenstand« Organisation von »einer wahrnehmungs- und erkenntnisunabhängigen Existenz der

schen Theorie auffinden. Vgl. unter geschlechtsspezifischen Fragestellungen Rastetter (1994); unter Betonung des Kampfaspektes in Organisationen Schettgen (2000), in historischer Perspektive Balcke (2001); Paas (1996); Tauchnitz (2004); aber auch Felder (2001).

- 3 Als Beispiel mag Luhmann gelten, der die Organisationsabhängigkeit moderner Gesellschaften stets betont (2000: 384; 1997: 847). Zur Problematik der Luhmannschen Fassung des Verhältnisses vgl. Karafillidis (2002).

›Welt‹ ausgegangen, deren sinnhafte Repräsentation jedoch nur als ein Prozess einer zugleich subjektiven und sozialen Aneignung, und daher nicht »abbildtheoretisch«, verstanden werden kann. Das Verhältnis von »Welt« und »Sinn« wird, in Anlehnung sowohl an Marx als auch an Maturana, als Ganzes-Teil-Beziehung gefasst, »in der sich der *reale Lebensvollzug* kooperierender Subjekte in den Kontexten außermenschlicher Natur ausdrückt« (Stolz/Türk 1992: 126).

Formale Organisation ist weder eine grundlagentheoretische Kategorie menschlicher Assoziation noch ein überhistorisch-ubiquitär auffindbares Phänomen, sondern ein historisch-spezifisches Arrangement der Konditionierung menschlicher Lebenspraxis, ein »historisch-kulturell besonderes Phänomen [...], welches an die Entwicklung der europäischen Kultur, Ökonomie und bürgerlichen Gesellschaft, vor allem aber an die Genese des modernen Kapitalismus gebunden ist« (Türk 1995: 44).⁴ Eine nominalistische, sozialtheoretisch deduzierte Definition des Organisationsbegriffs macht daher keinen Sinn.⁵ Türk verfolgt eine andere Strategie, indem er eine historische Rekonstruktion des Alltagsverständnisses von Organisation anstrebt.

Die Fragestellung dieses empirisch-hermeneutischen Vorgehens lautet, mit welchen Realkategorien Alltagsakteure bestimmte soziale Muster umstandslos und ohne Probleme als Organisationen erkennen und durch

-
- 4 Die Türkische Organisationstheorie grenzt sich damit von den gängigen sozialwissenschaftlichen Konzeptualisierungen von Organisation ab, die in der Regel »weder die Voraussetzungen der Genese, der Existenz und der Reproduktion von Organisation selbst untersuchen, noch sich um eine inhaltliche Bestimmung des allgemeinen Konzepts ›Organisation‹ etwa im Unterschied zu anderen Formen der Regulation menschlicher Kooperation bemühen« (Bruch/Türk 2005: 91f). Organisation wird derart nicht nur in der gesellschaftlichen Alltagspraxis, sondern auch in den Sozialwissenschaften als gesellschaftliche Selbstverständlichkeit vorausgesetzt.
 - 5 Ebenfalls macht es keinen Sinn, zur Bestimmung des Phänomens Organisation kollektive Handlungsformen aus vormoderner Zeit als frühe Formen von Organisation zu rekonstruieren. Denn: »Organisation an sich [...], *sans phrase*, ist ein Begriff der Moderne, der sich erst einstellt im Zuge dessen, was man in der Soziologie ›Moderne‹ nennt – die Ablösung sozialer Praxis von Religion und Tradition durch Rationalisierung« (Ortmann/Sydow/Windeler 1997: 316). Es geht vielmehr darum, gerade die Neuartigkeit der Sozialitätsform Organisation deutlich zu machen und die *differentia specifica* zu anderen Ko-Operationsformen zu bestimmen. Einen ersten Hinweis auf diese Neuartigkeit gibt übrigens der Begriff der Organisation selbst, der erst im 18. Jahrhundert und hier zunächst im Bereich der Biologie auftaucht. Erst mit der Französischen Revolution setzt sich der Begriff der Organisation durch und wird nun auch zur Beschreibung gesellschaftlicher Strukturen gebraucht. Vgl. für eine Begriffsgeschichte von Organisation den gründlichen Aufsatz von Böckenförde/Dohrn-Van Rossum (1978) sowie Türk/Lemke/Bruch (2002: 93-113).

koorientiertes Verhalten herstellen (Türk 1997: 174). Es geht also nicht darum, *was* Organisationen sind, sondern darum, *wie* Menschen Organisationen produzieren. Ziel ist die Bestimmung der *differentia specifica* des Organisationsphänomens zu anderen Formen der Regulation menschlicher Ko-Operation.⁶

Organisationen existieren nicht unabhängig von den Menschen, die deren Struktur in ihrer Kommunikation und ihrem Handeln reproduzieren. Organisationen sind also, wie alle anderen sozialen Ordnungen auch, konstituiert durch sich in sozialer Interaktion herausbildende »konsensuelle Bereiche« (Maturana/Varela 1987) individueller Kognitionen. Sollte von heute auf morgen eine kollektive Amnesie einsetzen, die permanente kollektive Reproduktion von Erinnerungen also abgebrochen werden, kein Mensch wüsste mehr, was Organisationen sind. Zwar wären noch Gebäude und Türschilder vorhanden, eine »Bedeutung« hätten sie aber nicht mehr.

Der Konstitutionsprozess zwischen Individuum und Organisation ist ein doppelseitiger. Menschen konstituieren Organisationen nicht nur *kognitiv*, indem sie über Anwendung und Wiederholung soziale Handlungs- und Interpretationsmuster reproduzieren. Organisationen werden darüber hinaus auch *materiell* von Menschen hervorgebracht, indem sie Ressourcen (etwa Arbeitskraft) bereitstellen (Stolz/Türk 1992: 848). Würden von heute auf morgen alle Menschen Tätigkeiten in Organisationen ruhen lassen, gäbe es diese fortan ebenfalls nicht mehr.

Es lassen sich drei verschiedene soziale Teilmuster bzw. Bedeutungskonstellationen destillieren, die sich in ihrer Kombination zum Gesamtmuster Organisation zusammenfügen, untereinander aber nicht widerspruchsfrei konstruiert sind: die Dimensionen der Ordnung, des Gebildes und der Vergemeinschaftung. Für jedes Teilmuster lässt sich eine eigene Evolutionsgeschichte rekonstruieren. Alle drei zusammen arrangieren sich aber bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zu dem Phänomen Organisation, »das seitdem eine eigene Geschichte hat, ohne daß Vorstellungen von Ordnung und Gebilde und ohne daß Vergemeinschaftungskonzepte durch dieses neue gesellschaftliche Muster vollständig absorbiert würden« (Türk 1995: 75). Ordnung, Gebilde und Vergemeinschaftung lassen sich heute als Strukturprinzipien von Organisation auffassen, haben aber nach wie vor als Konzepte auch organisationsunabhängige Entwicklungspfade, die wiederum auf Organisationskonzeptionen zurückwirken. Eine vorwegnehmende Übersicht findet sich in Tabelle 8.

6 Mit diesem Vorgehen ist der Tatsache Rechnung getragen, dass sich Denk- und Handlungsformen nicht voneinander trennen lassen. Theoretischer Bezugspunkt ist hier Foucaults Konzept der Gouvernementalität (Foucault 2000).

Tabelle 8: Organisationsdimensionen und Dimensionen des Sozialen

	Organisations- semantiken	Institutionelle Strukturen	Ko-Operation
Gebildedimension	Organisation als Subjekt oder Akteur	Juristische Person, korporatives Organ	Zuschreibung von Verhalten und Ver- antwortung
Ordnungs- dimension	Rationalitätssemantik, Erfolgssemantik	Formale Regeln; organisatorische Schaubilder, Handbücher, Prozeduren und Regulationen; Verträge	Funktionieren, praktische Arbeits- prozeduren, organisa- tionale »Handlungs- konstellationen«, auf Erfahrung beruhende Regeln
Vergemeinschaftungsdimension	Vergemeinschaftungs- semantiken	Formale Mitgliedschaftsregeln	»Wir-Gefühl«, Korpsgeist, soziale Schließung

Aus: Türk (1999a: 25, Übersetzung: A.S.)

7.1.1 Die Dimension der Ordnung

Die Dimension der *Ordnung* betont die »Organisiertheit« und Strukturiertheit von Organisation.⁷ Hierarchien sowie Regel- und Normenkomplexe geraten in den Blick. Gemeint sind aber auch die allesamt praktisch wirksamen Ordnungskategorien »Sachlichkeit«, »Vorgang«, »Geschäftsvorfall«, »Akte«, »Tatbestand« oder »Position« sowie die »Systeme des öffentlichen wie privaten Rechnungswesens« (Türk 1995: 46). Sie entfalten nicht nur innerorganisatorische Relevanz, sondern strukturieren auch spezifische Formen des Weltbezugs von Organisationen. Die Dimension der Ordnung verweist so auf eine »Rationalitäts-, Disziplinierungs- und Normalisierungssemantik bzw. -praxis, die mit dem Begriff der Organisation von Anfang an verbunden ist« (Türk 1995: 45).

Die Konzepte der »zweckmäßigen Ordnung« und der Rationalität sind dabei, sowohl praktisch als auch legitimatorisch, die leitenden Motive der Ordnungsdimension. Hierbei kommt es nicht so sehr darauf an, ob und wie Organisationen rational handeln.⁸ Rationalität ist aber ein Dispo-

7 Mit der Ordnungsdimension von Organisationen beschäftigt sich insbesondere die Industriesoziologie. Wenn sie von »Organisation« spricht, dann orientiert sie hauptsächlich auf die »Arbeitsorganisation« und die »Organisiertheit« von innerbetrieblichen Abläufen.

8 Die neuere Organisationsforschung hat ausgearbeitet, dass sich Organisationen nicht über die Orientierung an Zwecken theoretisch hinreichend beschreiben lassen, gleichwohl aber eine diesbezügliche Semantik aufweisen.

sitiv, welchem Organisationen nicht entfliehen können.⁹ Das Konstrukt der »zweckmäßigen Ordnung« ist dabei selbst Wandlungen unterworfen. So sind heute einfache Maschinenvorstellungen oder unilaterale Zweck-Befehls-Modelle, wie sie noch von Max Weber verwendet wurden, zugunsten von Systemmodellen in den Hintergrund getreten. Die Idee der Zweckrationalität bleibt aber auch bei letzteren als leitender Kern erhalten. Dies gilt selbst dann, wenn (»postmoderne«) Managementtheorien eine chaotische innerorganisatorische Praxis vorschlagen. Die Vorschläge finden nur deshalb Gehör, weil sie deutlich machen können, dass gerade dies rational wäre.

Der Topos der Ordnung ist nicht zu trennen von seiner kulturell-historischen Einbettung in die europäische Gesellschaftsentwicklung.¹⁰ Demnach folgt das moderne Konzept der »zweckmäßigen Ordnung« dem rationalistischen Programm der Aufklärung und stellt bis heute einen allseits hochgeschätzten Wert dar. Das Konstrukt der »Ordnung als Aufgabe« konnte historisch erst entstehen, so etwa Zygmunt Bauman, wenn die »Ordnung der Dinge« als nicht natürlich oder gottgegeben erachtet wird. Zwar gab es auch in vormodernen Zeiten Ordnungskonzepte, aber die vormoderne Welt »dachte überhaupt nicht über Ordnung nach, nicht in dem Sinne, wie wir jetzt darüber nachdenken. Die Entdeckung, dass Ordnung *nicht natürlich* ist, war die Entdeckung der *Ordnung als solcher*. Der *Begriff* der Ordnung trat gleichzeitig mit dem *Problem* der Ordnung ins Bewußtsein, der Ordnung als einer Sache von *Entwurf* und *Handlung*, Ordnung als einer Obsession« (Bauman 1991: 18). Das Verständnis von Ordnung als dynamisches aktives Ordnen konnte sich erst durchsetzen, als Ordnung sich enttranszendierte bzw. verweltlichte. Gott war nun nicht mehr der alleinige Wächter über Perfektion und Ordnung. Erst in der Moderne wird Ordnung zum Gegenstand einer reflektierten Praxis. Sie wird als eine Aktivität konstruiert, die sich ihrer selbst bewusst ist (Türk/Lemke/Bruch 2002: 51).

Vgl. vor allem Meyer/Rowan (1977); zusammenfassend Türk (1989); sowie als weitere Versuche Brunsson (1982); Cohen/March/Olson (1972).

- 9 Dieser Sachverhalt gilt auch für die jeweiligen Teilmuster von Organisation selbst. So ist es bezogen auf Ordnung nicht relevant und empirisch auch schwer bestimmbar, ob in der Praxis tatsächlich »Ordnung herrscht«. Entscheidend ist vielmehr die nicht hintergehbare Orientierung an einem Ordnungsdispositiv, welches gleichsam den Korridor weiteren Handelns und Reflektierens vorgibt.
- 10 Dies wird mit einer Fülle an politikwissenschaftlicher und soziologischer Literatur untermauert (Türk 1995: 47-53; Türk/Lemke/Bruch 2002; vgl. auch Bruch 2000). Verwiesen wird insbesondere auf die einschlägigen Arbeiten der soziologischen Klassiker Weber, Elias und Foucault, auf Horkheimers und Adornos »Dialektik der Aufklärung«, aber auch auf Marx und Sohn-Rethel sowie Oestreich.

Die Vorstellung von Ordnung konstituiert sich dabei in Auseinandersetzung mit dem, was als Unordnung oder Chaos gilt. Chaos ist somit »das Andere der Ordnung«, ist reine Negativität. Es ist die Verneinung all dessen, was Ordnung zu sein sucht. Gegen eben diese Negativität konstituiert sich die Positivität der Ordnung. Aber die Negativität des Chaos ist ein Produkt der Selbstkonstitution der Ordnung: ihre Nebenwirkung, ihr Abfall, und gleichwohl die *conditio sine qua non* ihrer (reflexiven) Möglichkeit. Ohne die Negativität des Chaos gibt es keine Positivität der Ordnung; ohne Chaos keine Ordnung« (Bauman 1991: 19f).¹¹

Die moderne Ordnung ist eine *zweckgerichtete* Ordnung. Der »rationale« Einsatz von Mitteln und Technologien, etwa der Organisation, gilt als Königsweg der Erreichung vordefinierter Zwecke. Dies gilt auch umgekehrt: Nur eine zweckhaft gestaltete Ordnung ist eine »gute Ordnung«. Dies heißt auch, dass Unordnung bekämpft und die als zerbrechlich vorgestellten sozialen Beziehungen geformt und verändert werden müssen. Mehr noch, es besteht »die Notwendigkeit ihrer Formierung, Regulierung und Disziplinierung. Nur jene Ordnung verdient ihren Namen, die der Natur abgerungen ist, der Masse Form verleiht« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 52).

Dies geht einher mit dem Entwurf eines neuen Bildes von Natur im Zuge der Durchsetzung der Moderne. Mit dem Aufkommen von »Ordnung als Aufgabe« ändert sich das »gesellschaftliche Naturverhältnis« (Becker/Jahn 1989). »Wir können sagen, dass die Existenz modern ist, sofern sie von dem Gefühl ›ohne uns die Sintflut‹ durchdrungen ist. Die Existenz ist modern, insofern sie vom Drang geleitet wird, zu entwerfen, was andernfalls nicht da wäre: von dem Drang, *sich selbst* zu entwerfen. Das bloße Dasein, das Dasein ohne jede Intervention, das ungeordnete Dasein, oder der Rand des geordneten Daseins, werden jetzt zur Natur: etwas, was als menschlicher Wohnort einzigartig ungeeignet ist – etwas, dem man nicht trauen kann und das man nicht sich selbst überlassen kann, etwas, das *beherrscht, unterworfen, neu gemacht* werden muss, damit es von neuem an menschliche Bedürfnisse angepasst werden kann. Etwas, das unter Kontrolle gehalten, eingeschränkt und gezügelt werden, das aus dem Zustand der Formlosigkeit in eine Form überführt werden muss – durch Anstrengung und durch Gewalt« (Bauman 1991: 20).

Die Orientierung von »Ordnung« auf zu erreichende Zwecke verweist zudem auf den Zeithorizont der Ordnungsdimension. Soziale Ordnung ist spätestens mit der Französischen Revolution zu einem gesellschaftlichen Projekt geworden, zu einem in der Zukunft wünschenswerten Zustand.

11 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Formulierung von Prigogine (1989: 398), dem »Theoretiker der Unordnung«: »order and disorder are created simultaneously«.

Ordnung ist also nie vollendet, sondern »lebt« von der Existenz noch zu bekämpfenden Chaos. Die prinzipielle Unerreichbarkeit und Nicht-Totalität von Ordnung sind wesentliche Konstitutionsmerkmale von Ordnung.¹²

Schon anhand des Teilmasters Ordnung lässt sich also aufzeigen, dass Organisation kein neutrales und universalistisches Instrument ist, sondern ein spezifisches Produkt okzidentaler Kultur. Gleichwohl aber wird durch die Ordnungssemantik gerade die politisch *neutrale* Funktionalität organisierten Handelns symbolisiert. Als Folge davon entstehen die schon von Meyer und Rowan (1977) beschriebenen Rationalitätsfassaden effektiver Koordination. Herrschaftliche Aspekte bei der Generierung ordnungsstiftender Strukturen werden hierdurch erfolgreich invisibilisiert. Zwar dienen herrschaftliche Strukturen der Kontrolle darüber, der lebendigen Arbeit den produzierten Mehrwert abzuschöpfen. Die Tatsache hierarchischer Strukturen erscheint aber als Normalform technischer Effizienz. Der Topos der Zweckrationalität verschleiert dabei den Herrschaftsaspekt organisationalen Handelns und konstituiert eine neue »Realität« der Sachlichkeit, in der sich beliebige Outputs, seien es Kompromisse, Misserfolge, Zufälle oder Interessenpolitik, als Resultate höchst rationalen Arbeitens darstellen lassen.

Neben Rationalität als der bedeutendsten Manifestation der Ordnungsdimension sind Effizienz und Produktivität weitere bedeutende Verweisungsstrukturen, die vom Ordnungsimperativ induziert sind. Effizienz- und Produktivitätskonstruktionen erlauben selektive Zurechnungen auf die Organisation, ziehen eine Grenze zwischen intern und extern und sorgen für herrschaftsfunktionale Ein- und Ausschließungen. Die Dimension der Ordnung »nimmt Internalisierungen und Externalisierungen von Bedingungen und Folgen des Handelns vor und schafft damit die Basis für jene Produktivitäts- und Effizienzfiktionen, mit denen namentlich wirtschaftliche Unternehmungen (aber auch politische Parteien, Verwaltungen, Verbände) kalkulieren« (Türk 1995: 46).

12 Die Nichterreichbarkeit gesellschaftlicher Ordnung findet sich besonders deutlich in den koevolutiv entstandenen Ideologemen von Fortschritt und Entwicklung, die schon von der Wortbedeutung her keinen Abschluss kennen. Eine moderne Gesellschaft, die sich nicht »entwickelt«, wäre keine moderne Gesellschaft mehr. So wurden mit den Eroberungskriegen der Neuzeit auch die Analogieketten Kolonie=Natur=Frau=Chaos und entsprechend Staat=Gesellschaft=Mann=Ordnung institutionalisiert (vgl. ähnlich Todorov 1985: 185). In neuerer Zeit symbolisiert der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene Neologismus »Entwicklungsländer« die vermeintlich chaotischen Zustände in diesen Ländern im Kontrast zu den *geordneten* Verhältnissen in den Industrieländern. Vgl. zur Kritik des Entwicklungsdenkens Esteva (1992); Sachs (1993); Stickler (1997).

Aber auch Menschen werden durch organisationale Ordnungskategorien entlang ihrer Relation zur Organisation kategorisiert. So wird zwischen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Klienten, zwischen Führung und Personal, zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern differenziert. In der Ordnungsdimension werden folglich Klassifikationen für die Selbst- und Fremddefinition von mehr oder weniger beteiligten Menschen bereitgestellt, die sodann Bestandteil der subjektiven Identitäten werden können (Türk 1997: 174f). In Zusammenspiel mit der Verinnerlichung von Rationalitätskonzeptionen durch die Individuen (*homo oeconomicus*) ergeben sich für die Subjekte enorme Disziplinierungseffekte, die sie zu Arbeitssubjekten, also zu Trägern von Arbeitsvermögen, welches zweckgerichtet verwendet werden kann, machen. Zeitgleich mit der Herausbildung von Organisationen konfiguriert die neuartige Verbindung von Rationalität und Herrschaft also auch den »Zugriff« auf die Subjekte neu (Türk/Lemke/Bruch 2002: 24f).¹³

Mindestens drei Ordnungsimperative lassen sich also zusammenfassend destillieren (Türk/Lemke/Bruch 2002: 21). Erstens geht es wie gesagt um die »vernünftige«, sprich zweckgerichtet-rationale Strukturierung sozialer Beziehungen. Mit dieser Struktur werden zweitens Erwartungen an Effektivität und Produktivität verknüpft. Drittens wird mit dem Ordnungsdispositiv suggeriert, dass die Verfolgung gemeinsamer Ziele ein gewisses Maß an (Selbst-)Disziplin erfordert.

Darüber hinaus stellen organisationale Ordnungskriterien spezifische Deutungs-, Abstraktions- und Bewertungsmuster für alle möglichen Ereignisse und Sinnzusammenhänge bereit. »Ordnung« taugt demnach nicht nur zur Thematisierung organisationsinterner Strukturierungen, sondern ist auch ein semantisches Feld, welches auf die organisationsbezogene Definition von Welt verweist. Die Umwelt der Organisation wird durch die »organisationale Brille« gesehen und derart subsumiert. »Welt« wird so zunehmend in *terms* von Absatzchancen, Gewinnen, politischen Machtchancen und technologischen Machbarkeiten beschrieben und bewertet. Hierin liegt eine der wesentlichen Funktionen von Organisation als Ordnung, nämlich »zweckspezifische Ordnung« in das »vermeintliche Chaos der Welt« zu bringen, »Schnitte in die Welt« zu legen« (Türk 1997: 175), »was immer auch heißt, sich die ›Welt‹ unter einer bestimmten Perspektive anzueignen« (Türk 1995: 292).

13 Es muss hier bei diesen knappen Hinweisen bleiben. Foucault hat die Produktion von »Disziplinarsubjekten« in historischen Studien ausführlich beschrieben und die Änderung der Regierungstechniken mit dem Begriff der Gouvernementalität theoretisch gefasst. Vgl. ausführlich Foucault (2000); Lemke (1997).

7.1.2 Die Dimension des Gebildes

Jede Ordnung ist an einen sozialen Raum gebunden, auf den sie sich beziehen kann, benötigt also eine Gebildeform. In der Gebildedimension wird Organisation als eine Einheit definiert, die sinnhaft-normativ von anderen sozialen Kontexten, Einheiten oder Umwelten abgrenzbar ist. Erst dies macht es möglich, überhaupt zu beobachten, wo Ordnung geschaffen wird, wo also Zwecke verfolgt, Produktivität zugerechnet und Rationalität verhandelt wird. Jedwede Operation wird erst mithilfe von Gebildekonstruktionen zurechenbar und lässt sich nach intern und extern differenzieren. Mit der Gebildekonstruktion erhält Ordnung eine Adresse. Organisationen erhalten Namen, »bewohnen« Gebäude und sind erreichbar, kurz: sie sind adressierbar.

Paradigmatisch ist die Gebildedimension von Organisation in der Figur der »juristischen Person« aufgehoben (Türk 1995: 53).¹⁴ Mit der Gebildedimension wird die Organisation zu einer eigenständigen und von ihrer Umwelt klar abgrenzbaren Einheit, der sodann Subjekt- und Akteursqualitäten zugeschrieben werden können. Inzwischen ist es Teil des Alltagsverständnisses geworden, dass Organisationen »handeln«. In der Gebildedimension spiegelt sich daher nicht nur ein sozialer Ort, auf den sich Ordnungsdispositive beziehen, wider. Organisation als Gebilde ist darüber hinaus auch eine »zurechnungsfähige Einheit, der Handlungskompetenz, Verantwortung, Eigentumsrecht, Produktivität und Akkumulationsfähigkeit zugeschrieben werden« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 26). Die Subjektaufladung des Gebildes Organisation geht so weit, dass der Organisation gar Selbstreflexionsfähigkeit unterstellt wird. Das Konzept des Individuums wird derart auf die Organisation übertragen und in der Konsequenz entsteht ein Subjekt, welches Ansprüche gegenüber Dritten reklamieren kann (Türk 1995: 119).¹⁵ Organisation erscheint dann nicht nur als »Assoziation«, sondern als »korporativer Akteur« (Coleman 1986).

Das Konstrukt des Gebildes hatte gerade für die kapitalistische Unternehmung und damit für die Ausbreitung der kapitalistischen Gesellschaftsformation enorme Bedeutung. Es machte die anonymisierende Akkumulation von Reichtum, Macht und Wissen erst möglich. Erst durch die Konstruktion der »juristischen Person« bei gleichzeitiger Verwendung rechtlich abgesicherter Zurechnungs-, Eigentums- und Verfügungskon-

14 Vgl. für eine knappe Darstellung der Herausbildung des Diskurses der juristischen Person in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Türk/Lemke/Bruch (2002: 141-147); ausführlicher Coleman (1986).

15 Die Parallelität und Kompatibilität mit der Akteurkonzeption des Neoinstitutionalismus (Meyer/Jepperson 2000) liegen auf der Hand. Vgl. auch Türks diesbezügliche Auseinandersetzung (Türk 2002).

strukturen konnte die eindeutige und abtrennende Zurechnung des erarbeiteten Mehrprodukts auf die Organisation gewährleistet werden. Die Bildung von Kapital wäre ohne diesen Mechanismus, der zudem die Persistenz von Organisationen über die Lebensdauer von natürlichen Personen hinaus gewährleistet, unmöglich (Türk 1995: 53).¹⁶

Die Kombination der Einheitsfiktion des Gebildes mit der Selektionsfunktion der internen Ordnungsstruktur erlaubt bestimmte Internalisierungen und Externalisierungen von Ressourcen, Kosten und Erträgen. Hierdurch wird die Akkumulationsfähigkeit der Organisation zusätzlich befördert. Unternehmungen greifen etwa auf große Mengen von Ressourcen zurück, die niemals in ihre Kostenrechnungen eingehen (unbezahlte Hausarbeit, Bildungsleistungen der abhängig Beschäftigten, vom Staat bereitgestellte Infrastruktur). Andererseits ist es ihnen möglich, Folgekosten ihres »Handelns« auf die Allgemeinheit oder zukünftige Generationen abzuwälzen. »In die Produktivitäts- und Rentabilitätsrechnung bzw. in die Gewinn- und Verlustrechnung geht nur ein kleiner Teil aller Aufwendungen und Kosten ein; das Ergebnis dieser Rechnung aber kann sich die Unternehmung selbst zurechnen. Sie kann sich als »produktiv« darstellen und Überschüsse privat aneignen« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 29).

Durch die Konstitution von Organisation als abgrenzbarer Ort wird gleichzeitig auch das konstituiert, was jenseits dieser Grenze ist: die (Organisations-)Umwelt. Alles, was die Organisation als nicht produktiv oder effizient erscheinen lassen könnte, wird aus der Organisation externalisiert. Es handelt sich hier sprachbildlich um Buchhaltungstricks. Durch die Auslagerung von gesellschaftlichen Risiken und Kosten organisatorischen Handelns (man denke nur an Umweltverschmutzungen) und von ineffektiven Abteilungen der Kernorganisation wird die eigene Produktivität (optisch) erhöht.

Organisation ist daher nicht als freie Assoziation, als Zusammenschluss von Menschen zur gemeinsamen Regelung eigener Belange aufzufassen, sondern vornehmlich durch ihre extroverse Orientierung gekennzeichnet. Unterwerfung, Bearbeitung, Regulierung und Kontrolle von Dritten, also von Nicht-Mitgliedern oder anderen Organisationen, sind zentrale Merkmale moderner Organisation. So vertreten Organisationen Interessen gegenüber Dritten, nutzen die Arbeitskraft Dritter und versuchen, gezielte Änderungen in ihrer Umwelt zu induzieren.¹⁷ Organisati-

16 Hierin liegt vornehmlich begründet, warum Türk und Mitarbeiter von der Bedeutung des Organisationsverhältnisses anstelle des Kapitalverhältnisses zur Erklärung der Besonderheit der modernen Gesellschaft ausgehen (Türk 1995: 113-154; Türk/Lemke/Bruch 2002; Bruch 1999).

17 Türk (1995: 120) führt Beispiele an, die diese herrschaftliche Funktion von Organisation herausstellen: »eine Unternehmung ist keine Assoziation von

onen sind daher nicht selbstreferentiell, sondern fremdreferentiell. Dazu gehört auch, dass stets zwischen verschiedenen Kategorien (Rollen) von Menschen unterschieden wird, etwa zwischen Eigentümern und Personal, zwischen Mitgliedern und Klienten, zwischen Personal und Publikum. Organisationen machen diese Trennungen nicht beiläufig, sondern diese Trennungen sind im Gegenteil für die Organisation konstitutiv (Türk 1995: 119f).

Neben diesem ökonomisch bedeutsamen Effekt der Gebildekonstruktion existiert aber noch ein politisch-rechtlicher Effekt, der sich in der Koevolution des Konzepts der modernen Organisation und des Konzepts der sozialen Rolle manifestiert. In der modernen Organisation werden nicht, wie etwa in den historisch vorgängigen Korporationen, natürliche Personen assoziiert, sondern verschiedene soziale Rollen kombiniert.¹⁸ Natürliche Personen agieren im Rahmen von Organisation nur unter dem Aspekt der von ihnen eingenommenen Rollen. Sie können daher ihr Verhalten der eigenen sozialen Rolle, folglich den fremdgesetzten Erwartungen der Organisation zuschreiben. Entscheidungen werden derart entpersonalisiert. Zwar mag es persönliche Motive für eine jeweilige Handlung geben, doch sind diese tabuisiert und werden nicht offen kommuniziert. Die Folge ist die Entlastung von Verantwortung. Man hat stets nur als Rollenträger oder im Amt, nicht aber als Person gehandelt (Türk/Lemke/Bruch 2002: 29).¹⁹ Auf der innerorganisatorischen Ebene wird derart konformes Verhalten durch den legitimen Einsatz von Sanktionen oder deren Androhung befördert. Die Konstruktion der Organisation als zurechenfähige Einheit, deren Mitglieder intern verschiedene Rollen übernehmen, unterstützt die schon erwähnte, von konkreten Personen unabhängige Persistenz organisierten Handelns.

Arbeitenden zur Produktion gemeinsamer Güter, sondern ein sozialer Mechanismus der Anwendung und Nutzung, ggf. Ausbeutung der Arbeitskraft Dritter für gegenüber diesen fremde Zwecke; [...] eine politische Partei ist keine Assoziation von Menschen gleicher Weltanschauung zu gemeinsamer Regulierung eigener Belange, sondern eine Einrichtung zur Erreichung von politischer Macht durch Wahlen vermittelt Beeinflussung Dritter; eine staatliche Verwaltung ist keine kommunale Einrichtung zur assoziativen Bewerkstelligung allgemeiner Aufgaben, sondern ein Instrument zur Beherrschung von Staatsbürgern; eine Gewerkschaft ist keine Assoziation von Arbeitern zur Regelung gemeinsamer Probleme, sondern eine Organisation zur Durchsetzung von Interessen gegenüber Dritten.«

18 Dieser Unterschied ist von Coleman (1986) ausführlich an historischem Material beschrieben worden.

19 Vgl. zur Verantwortungsentlastung durch Organisation am historisch besonders prägnanten Beispiel des nationalsozialistischen Konzentrationslagersystems die empirische Studie von Balcke (2001).

Die Zuschreibung von Rollen im Organisationskontext hat noch eine weitere, Gesellschaftsstrukturen induzierende Konsequenz. So erhalten Management- und andere Leitungsfunktionen einen großen gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs (Türk/Lemke/Bruch 2002: 90). Oder allgemeiner: die Positionierung von menschlichen Subjekten mittels Rollenzuschreibungen in organisationalen Kontexten wird zum bedeutenden Modus von gesellschaftlicher Stratifizierung. Die Ausübung von Rollen in Organisationen strukturiert soziale Schichtung. Der Elitenanspruch gesellschaftlicher Führungsgruppen ist an entsprechend hohe Positionen innerhalb bedeutender Organisationen gekoppelt. Auf der Ebene der Individuen zeigt sich, dass sich diese zunehmend über ihre Rolle in Organisationen definieren. Ihre Rolle in organisationalen Kontexten wird Teil ihrer Selbstdefinition und Identitätsbildung (Türk 2002). Auf die Frage: »Und, was machen Sie?«, geben Individuen in der Regel Auskunft über ihren Beruf, und nicht etwa über ihre familiäre Situation.²⁰

Zusammenfassend lassen sich mindestens vier Hauptfunktionen der Gebilde- und Einheitskonstruktion nennen: erstens dient die Schaffung einer zurechenfähigen Einheit als Grundbedingung für Zwecke der Akkumulation, zweitens entlastet sie individuelle Akteure durch rollengesteuerte Handlungszurechnungen, drittens bietet sie die Chance zur Erzwingung von Konformität, die dem Organisationserhalt dient, und viertens ermöglicht sie die Persistenz der Organisation über den Wechsel von Personen hinaus. In der Gebildedimension verkörpern sich demnach sowohl die introverse als auch extroverse Herrschaftsförmigkeit moderner Organisation. Intern befördert die Gebildedimension von Organisation durch die beschriebene Rollenspezifizierungen und Zurechnungsmöglichkeiten einen Prozess der Entrechtlichung der in ihr wirkenden Personen, die fortan im Organisationskontext lediglich in ihrer »Rolle« und damit in ihrer Funktion Bedeutung erlangen. Die extroverse Herrschaftsförmigkeit der Organisation hingegen zeigt sich in ihrer »Orientierung auf die Unterwerfung, Bearbeitung, Regulierung und Kontrolle Dritter hin« (Türk 1995: 119).

7.1.3 Die Dimension der Vergemeinschaftung

Die Vergemeinschaftungsdimension verweist darauf, dass Organisation nicht nur formierende Macht ist. Im Alltagsbewusstsein stellt sich Organi-

20 Soziologisch wird dieses Phänomen vornehmlich unter dem Stichwort »disembedding« verhandelt; vgl. Polanyi (1978); Giddens (1995), Granovetter (2000); Altvater (1998). Im Folgenden wird dieser Gedanke noch einmal aufgenommen werden, wenn vom Doppelcharakter gesellschaftlicher Realität und der Figur der »inkludierenden Exklusion« die Rede ist.

sation nämlich auch durch reale Zusammenarbeit her, die sehr spezifische Formen von Sozialität, Kohäsion, Reziprozität und Gruppenbildung hervorbringt (Türk 1995: 66). Organisationen können also in der Formalitätsdimension nicht hinreichend beschrieben werden. Jede »Formalität« muss durch reale Zusammenarbeit vermittelt und konkretisiert werden, um sich in ihr mehr oder weniger gebrochen zu verkörpern. Als Handlungsprogramme lassen sich formale Regeln nie vollständig ökonomisch-technischen Rationalitätskriterien unterordnen, weil ihre Umsetzung an die lebendige Mitwirkung der beteiligten Akteure gebunden ist.

Zwar erlaubt die Gebildekonstruktion die selektive Zurechnung von Handlungen und ökonomischen Wertgrößen. Darüber hinaus stellt sie Mechanismen der sozialen In- und Exklusion bereit und verweist auf gruppenhafte Schließungsprozesse. Die Produktion der Grenze von Zugehörigkeit und Fremdheit (insbesondere bezogen auf die einzelne Person) wird aber insbesondere durch die Konstruktion des Konzepts der (freiwilligen) Mitgliedschaft gewährleistet. Anders formuliert: Mit dem Konstrukt der Vergemeinschaftung²¹ werden qua Mitgliedschaftsregeln personelle Ein- und Ausschlussprozesse konstituiert. Ein organisationskulturelles »Wir« und ein ausgrenzendes »die Anderen« werden geschaffen (Türk 1995: 291).

Eine Vergemeinschaftungssemantik, die den Mitgliedern einer Organisation differentielle Vorteile verspricht, bindet diese an die Organisation, was die Einhaltung interner Ordnung fördert. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass historisch Führungskräfte von Organisationen an der Entwicklung von »Teamgeist«, »Werksgemeinschaften« oder »Unternehmenskultur«, neuerdings an einer *corporate identity*, interessiert waren und sind (Türk 1995: 70f).

Zur Illustration dieses Aspektes kann ein Text Otto von der Pfordtens aus dem Jahre 1917 dienen, der in emphatischen Worten die Gemeinschaftsbildung innerhalb von Organisationen als deren moralische Seite schildert: »Organisieren heißt eine Mehrzahl verschiedenartiger Menschen aus einer bloßen Summe in eine lebendige zweckvolle Gemeinschaft verwandeln. Der Lebenskraft, die das organische Gebilde lenkt, entspricht hier der Beseelung, der Wille aller einzelner zum gemeinsamen

21 Die Verwendung des Begriffs der Vergemeinschaftung erfolgt unter expliziten Bezug auf Max Weber (1980: 21ff), der das Konzept der Vergemeinschaftung dem der Vergesellschaftung entgegenstellt. Türk betont hiermit die subjektiv gefühlte (affektuelle oder traditionelle) Zusammengehörigkeit der Organisationsmitglieder. Der Gebrauch des Begriffs der Vergesellschaftung würde hingegen den Aspekt des rationalen Interessenausgleichs betonen und das »Organisationsleben« als »nüchterne Interessenverbindung« charakterisieren.

Zweck. Hier liegt auch die moralische Seite der Organisation, da etwas Außerpersönliches, eben die Hingabe an die gemeinsame Sache von jedem Teil verlangt wird und als ethische Leistung dieser Einzelpersonen erscheint. Die menschlichen Organe sind nicht willenlos und müssen zur Organisation nicht nur ihre mechanische Körperkraft und geistige Fähigkeiten, sondern auch ihren guten Willen zur Sache beisteuern; je restloser dies gelingt, umso vollendeter wird die Organisation sein und sich bewähren« (zitiert nach Türk/Lemke/Bruch 2002: 31).

Die Vergemeinschaftungsdimension zielt also auf die Konstruktion eines sozialen Körpers ab, der gegenüber äußeren Kräften produktiv einsetzbar ist. Hierbei erfordert die »Konstitution des kollektiven Subjekts ›Organisation‹ [...] bestimmte Formen der Disziplinierung und Zivilisierung der individuellen Subjekte« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 32). Wenn sich diese Anforderungen als Selbstanforderungen in die Subjekte eingeschrieben haben, so scheint die organisationskonforme effektive Bereitstellung der Arbeitskraft friktionsloser zu funktionieren, als in Modellen, die vornehmlich auf Befehl und Gehorsam aufbauen.²²

Vergemeinschaftungssemantiken und -praktiken sind aber nicht nur für die »Organisationsherren«, sondern auch für die Organisationsmitglieder funktional. So leben Organisationsmitglieder, zumal als Arbeitnehmer einer kapitalistischen Unternehmung, oft in einem Belohnungssystem. Sollte sich ein Erfolg des Unternehmens herausstellen, so ist damit, wie vermittelt und heruntergebrochen auch immer, oft eine Verbesserung der materiellen Situation der einzelnen Organisationsmitglieder verbunden, zumindest aber versprochen. Dies kann erhöhte Lohnzahlungen, höhere Aktienkurse, aber auch volkswirtschaftlich vermittelte Besserstellungen (siehe das »Wirtschaftswunder« der 1950er und 1960er Jahre) bedeuten. Die gleichzeitig stattfindenden Prozesse »sozialer Schließung« (Weber 1980: 201f) führen zu einer Konkurrenzsituation mit »den Anderen«. Zur Absicherung eigener Vorteile werden dann auch rassistische und sozial-rassistische Muster aktiviert.

Türk (1995: 70) fasst zusammen: »Es scheint für Organisationen überhaupt typisch zu sein, dass sie interne Gesamt- oder Subkulturen mit spezifischer Loyalität ausbilden, die sich als ›Corpsgeist‹ auf die kollektive Interessenwahrung vor allem gegen als extern definierte Personen, Gruppen oder Mitglieder anderer Organisationen richtet. Dieser bündische Charakterzug ist vielleicht eine typisch ›männliche‹ Eigenschaft. Sie vermag jedenfalls zusammen mit dem Ordnungs- und Gebildeparadigma

22 Dies betrifft vor allem Aufopferungsbereitschaft und Motivation über das Normale hinaus. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Arbeit von Dreßen (1982), der eine Geschichte der Verfleißigung (»Industriösität«) geschrieben hat.

erhebliche extroverse Macht zu entwickeln, was die Prozesse der dezentralen Machtkonzentration durch Organisation und die damit verbundene Marginalisierung von Peripherien verstärkt.«

Die Vergemeinschaftungsdimension verweist an dieser Stelle auf die Vergesellschaftungsfunktion von Organisation bzw. auf das *Organisationsverhältnis*. Denn: »In dem Maße, in dem Organisationen sich durch solche Vergemeinschaftungen auszeichnen, die mit den anderen Organisationen konkurrieren oder auch kooperieren und z.B. Seilschaften ausbilden, kann man auch und gerade davon sprechen, dass sich eine Organisationsgesellschaft netzwerkförmig als politische Arena organisational abgesicherter Bünde und Bündnisse darstellt. Damit wäre [...] die Vermutung erhärtbar, dass neben ›Märkten‹ ein weiterer Vergesellschaftungsmechanismus entsteht, der als makropolitische Arena zentrale gesellschaftliche Verhältnisse konditioniert, durch die vor allem jene benachteiligt werden, deren Bedürfnisse sich nicht in Form von *Interessen* organisieren lassen« (Türk 1995: 71).

7.2 Organisation und (moderne) Gesellschaft

Nachdem im vorangegangenen Kapitel der Begriff der Organisation expliziert wurde, geht es nun um die gesellschaftsstrukturierende Bedeutung der Organisationsform. Was heißt es, »wenn die Gesellschaft massenhaft und durchgängig für sie wesentliche Bereiche über diese Form abwickeln lässt« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 44)?

7.2.1 Soziologische Ansätze

Betrachtet man die soziologische Literatur zu Organisationen, insbesondere der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so fällt auf, dass der theoretischen Konzeption des Verhältnisses von Organisation und Gesellschaft recht wenig Beachtung geschenkt wird. Der augenscheinlichen Koinzidenz von kapitalistischer Entwicklung und Organisation oder, systemtheoretisch formuliert, von »Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme« und Organisation wird kaum systematisch nachgegangen (Ortmann/Sydow/Türk 1997: 17). Gleichwohl gab und gibt es vereinzelt immer wieder Versuche innerhalb der Soziologie, das Verhältnis von Organisation und Gesellschaft zu bestimmen.

Hierzu ist zuvorderst festzuhalten, dass die Geburtsstunden von Soziologie und Organisation zusammenfallen. Sowohl die soziologische Wissenschaft als auch das Konzept formaler Organisation entstehen im Kontext der europäischen »Doppelrevolution«, der mit dem Datum der

Französischen Revolution verknüpften weltanschaulichen Revolution der Aufklärungsphilosophie und der industriell-kapitalistischen Umwälzung der Produktionsweise (Türk 1992: 1635). Insbesondere der Verdienst der Französischen Revolution, die Erkenntnis in die Gestaltbarkeit der Gesellschaft durch den Menschen, beförderte die Anstrengungen, sich des Phänomens Gesellschaft wissenschaftlich anzunehmen. Schon deutlich früher datiert die Entwicklung erster (»Organisations«-)Utopien, etwa Tommaso Campanellas »Civitas Solis« von 1623 und Francis Bacons »Nova Atlantis« von 1626. Ihnen ist allesamt schon eine positive Vorstellung von Rationalität und planender »Organisierung« eigen. Spätestens im 19. Jahrhundert wird die Organisationsform dann allgemein als reifes, universell einsetzbares und neutrales Instrument zur Erreichung jedweder gesellschaftlicher Ziele angesehen.

Erst zum Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entsteht vermehrt Kritik an der Organisationsform. Insbesondere wird nun die sich abzeichnende »Verdichtung bürokratischer Strukturen« von den Zeitgenossen als Problem angesehen. Am umfassendsten und instruktivsten formuliert diese Kritik sicherlich Max Weber (1980) in seiner Bürokratietheorie, der damit den Grundstein zu einer modernen Organisationstheorie legt. Bürokratie (und damit Organisation) wird von Weber als die immanente Herrschaftsstruktur der modernen Gesellschaft gefasst. Oder genauer: Rationale Herrschaft qua Organisation ist der zur modernen Gesellschaft »passendste« Herrschaftstyp. Webers Augenmerk liegt explizit auf dem Verhältnis von Organisation und Gesellschaft. Erst die allgemein durchgesetzte Vorstellung von Rationalität in der Gesellschaft generiert organisationale Strukturen, die wiederum aus der möglichst rationalen Ausgestaltung ihrer Strukturen ihre Legitimität beziehen. Umgekehrt werden formale Organisationen zu wichtigen, permanent wirksamen Transmissionsriemen von Rationalität in die Gesellschaft.

Die Kritik Webers richtet sich auf die von ihm befürchtete Weiterentwicklung des Rationalisierungsprozesses. Die Rationalisierung der wirtschaftlichen und politischen Institutionen drohe »das Gehäuse jener Hörigkeit der Zukunft herzustellen, in welche vielleicht dereinst die Menschen sich, wie die Fellachen im ägyptischen Staat, ohnmächtig zu fügen gezwungen sein werden, wenn ihnen eine rein technisch gute und das heißt: eine rationale Beamten-Verwaltung und -Versorgung der letzte und einzige Wert ist, der über die Art der Leitung ihrer Angelegenheiten entscheiden soll. Denn das leistet die Bürokratie ganz unvergleichlich besser als jegliche andere Struktur der Herrschaft« (Weber 1980: 835). Die beschriebene Entwicklungsdynamik der modernen (okzidental)en Gesellschaft führe zu einem »stahlharten Gehäuse« (Weber 1988: 203), welches eine »unentrinnbare Macht über den Menschen« (ebd.: 204) entfalte.

In der Nachfolge von Weber gerät die Beschäftigung mit den Ursachen der Organisationsentwicklung, also mit dem Rationalisierungsprozess selbst, aus dem Blick. Aufgenommen wird meist lediglich Webers knappe idealtypische Beschreibung der Bürokratie, die nun an empirischem Material geprüft wird (Türk 1989: 1). Die von Weber als für das Individuum zerstörerisch eingeschätzten Organisationsverfahren werden nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend in die Praxis umgesetzt und systematisch positivistisch gelehrt. »Organisation« wird in dieser Zeit zu einer Art »Zauberformel« (Türk 1989a: 476), die in der Rationalisierungsbewegung (»wissenschaftliche Arbeitsorganisation«, Taylorismus, »Psychotechnik«) und dem Nationalsozialismus ihre größten Überhöhungen findet. Aber noch bis in die 1970er Jahre hinein sind in der Organisationsforschung, insbesondere in dem seit den 1960 Jahren dominierenden kontingenztheoretischen Paradigma²³, beschreibende Analysen von Organisationsentwicklungen und damit der Auswirkungen von Rationalisierung, wenn auch größere Komplexität berücksichtigend, vorherrschend. Organisation und Gesellschaft werden hier letztlich als getrennte Einheiten gefasst. Zwar werden Organisationen »irgendwie« innerhalb der Gesellschaft vermutet, doch wesentlich ist, dass sie sich in einer als feindlich gedachten »Umwelt« behaupten müssen. Bis heute wird, insbesondere in den anwendungsorientierten Managementtheorien, Gesellschaft lediglich als Umwelt der Organisationen konzipiert.²⁴ Die wechselseitigen Beziehungen und Strukturationsverhältnisse zwischen Organisation und Gesellschaft werden nicht explizit thematisiert.

Abgesehen von nur sehr vereinzelt Einlassungen, die darauf hinwiesen, dass ein angemessenes Verständnis von Organisation nur über eine »ausgeführte Theorie der Gesellschaft« zu haben sei (Adorno 1971: 68), wird erst in neuerer Zeit verstärkt wieder für eine »Rückkehr der Gesellschaft« in die Organisationstheorie plädiert²⁵: »Organisationen aber sind in der Gesellschaft, sind Teil der Gesellschaft, sind eine besondere Form der Koordination und Zurichtung gesellschaftlicher Aktivitäten, implizieren spezifische gesellschaftliche Zusammenhänge und Schnitte zwischen diesen Aktivitäten, werden von ihrer gesellschaftlichen Umge-

23 Vgl. etwa Lawrence/Lorsch (1967); Kieser (1993a); Staehle (1988). »Auf eine ganz simple Form gebracht behauptet dieser Ansatz«, so Türk (1989: 2), »dass die Situation die Struktur bestimme und die Struktur einer Organisation deren Effizienz bedinge.« Dieser Bedingungs Zusammenhang ließ sich allerdings schlüssig nie nachweisen. Vgl. zur Kritik des kontingenztheoretischen Ansatzes Zey-Ferrell (1981) und Türk (1989).

24 Vgl. zu dieser Einschätzung auch Windeler (2001: 55ff), der in Bezug auf Netzwerktheorien bis heute kontingenztheoretisches Denken teils »unverblümt« angewendet sieht.

25 Zu dieser Einschätzung gelangt auch Lohr (2003).

bung gefördert und beeinträchtigt, üben ihrerseits einen enormen Einfluß auf den Zustand und die Entwicklung der Gesellschaft aus, und dies alles keineswegs seit altersher, sondern, jedenfalls mit jener Dominanz, die in diesem Jahrhundert die Rede von der Organisationsgesellschaft aufgebracht hat, offenbar erst im Zuge der Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus« (Ortmann/Sydow/Türk 1997: 16f).

7.2.2 Organisation und Gesellschaft als rekursives Konstitutionsverhältnis

Türk und Mitarbeitern geht es nicht nur um eine »Rückkehr der Gesellschaft« (Ortmann/Sydow/Türk 1997) in die Organisationstheorie, sondern gleichzeitig um eine Rückkehr der Organisation in die Theorie der Gesellschaft. Leitschnur ist die Entwicklung eines konstitutionstheoretischen Verständnisses von Organisation und Gesellschaft. So wird weder davon ausgegangen, dass allgemeine Merkmale der Gesellschaft auf irgendeine Weise das Konstrukt und die Praxis moderner Organisation erzeugen, noch wird die umgekehrte These vertreten, dass sich in der Organisationsform alle gesellschaftlichen Verhältnisse ausdrücken oder widerspiegeln.²⁶ Prägnant formuliert: »Es gab nicht zunächst ›Rationalität‹, die dann Organisation hervorbrachte, nicht zuerst das Produktivitätsdispositiv, das dann etwa Unternehmungen erzeugte, nicht ein allgemeines Subjektivierungskonzept, das dann zu Disziplinierungspraktiken in Organisationen führte und auch nicht vorab abstrakte Kommunikationsmedien, die etwa die Kodierung und das Prozessieren menschlicher Arbeit als abstrakte Arbeit vornahmen. Das Verhältnis von Organisation und übergreifenden Gesellschaftskonzepten begreifen wir nicht nur als ein ko-evolutives, sondern als ein rekursives Konstitutionsverhältnis« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 37). Organisationen werden durch gesamtgesellschaftliche Merkmale geprägt. Sie sind »organisationsstrukturelle Verkörperungen gesellschaftlicher Strukturmomente« (Türk 1999: 45). Umgekehrt zeitigen Organisationen strukturinduzierende Effekte auf Gesellschaft.

26 Die These, dass die moderne Gesellschaft durch Organisationen dominiert ist, dass »Organisation« als das Schlüsselphänomen der modernen Gesellschaft anzusehen ist, findet sich – von den Arbeiten Max Webers abgesehen – explizit vor allem bei Perrow (1989), aber auch in der historisch angelegten Untersuchung von Galambos (1970) und einer frühen Arbeit von Alfred Weber aus dem Jahre 1910 (Weber 1979). Dem Verhältnis von (moderner) Gesellschaft und formaler Organisation wird in diesen Arbeiten allerdings nicht theoretisch-systematisch nachgegangen.

Die moderne Gesellschaft ist eine »Organisationsgesellschaft«.²⁷ Sie lässt sich allerdings nicht rein quantitativ als solche bestimmen. Nicht die große Anzahl von Organisationen allein macht das Phänomen aus (Türk 1995: 117). Die Bezeichnung Organisationsgesellschaft ist theoretisch nur dann gehaltvoll, wenn gezeigt werden kann, dass der Modus Organisation auch in einem sozial-qualitativen Sinne dominant ist (ebd.: 84). Diese Dominanz lässt sich auf der Alltagsebene für die überwiegende Anzahl der Bevölkerung in zwei Dimensionen aufzeigen. Zum einen sind sie fast alle Mitglieder verschiedener Organisationen. Durch ihr Handeln verkörpern sie dadurch Organisation und konstituieren Organisation ständig neu. Zum anderen sind alle Menschen Teil des »Organisationspublikums« und somit von den qua Organisation konstituierten gesellschaftlichen Verhältnissen »beherrscht« (ebd.).

Auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen existiert heute eine strukturelle Dominanz formaler Organisationen, die sich in drei Dimensionen ausdrückt. Unter quantitativen Gesichtspunkten sind Organisationen derjenige Systemtyp, der in der modernen Gesellschaft am häufigsten eingesetzt wird, um strategisch wichtige Ko-Operationen zu regulieren. In qualitativer Hinsicht zeigt sich die Dominanz der Organisation darin, dass diese ihre verschiedenen Ko-Operationen mit prinzipiell ähnlicher Struktur prozessieren. Schließlich sind Organisationen unter dem Gesichtspunkt der Initiierung weiterer gesellschaftlicher Strukturen dominant: »Organisationsvermittelt werden auch andere, die einzelnen Organisationen übergreifende Strukturen angeregt: ideologische Grundstrukturen des politischen Systems, Marktstrukturen, [...] Strukturen gesellschaftlicher Differenzierung, Strukturen gesellschaftlicher Aufmerksamkeit für bestimmte Themen oder Probleme« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 40).

Man beachte hier den umfassenden Charakter des Konstitutionsverhältnisses von Organisation und Gesellschaft. Es geht nicht um organisationale Effekte auf eine »gesellschaftliche Umwelt«, »sondern um den organisationalen Anteil an der Reproduktion der Sozialstruktur« (Türk 1999: 45). Der Grad der »Organisationsförmigkeit von Gesellschaft« lässt sich nur indirekt über das Maß bestimmen, »in dem sich die gesellschaftliche Entwicklung als *Resultat organisationaler Herrschaftsstrategien* rekonstruieren lässt« (Stolz/Türk 1992: 157).

Der »Kritik der politischen Ökonomie der Organisation« geht es also nicht um die Auswirkungen einzelner Organisationen oder Unternehmungen auf »die Gesellschaft«, sondern um die Analyse der »organisationalen Gesellschaftsformation« als solcher. Die Existenz einzelner Organisatio-

27 Türk (1995: 95) hält diesen Begriff eigentlich für irreführend, da implizit eine Organisierbarkeit der Welt und damit eine Produktivität von Organisationen unterstellt wird.

nen sagt nichts über deren Dominanzqualität aus. »So wie das Kapitalverhältnis bei Marx nicht auf der Ebene der Einzelunternehmung zu verstehen ist, sondern nur auf der Basis der Kombination einer Vielzahl kapitalistischer Unternehmungen, dem speziellen Eigentums- und Lohnarbeitsverhältnis sowie der besonderen Art (tausch-)wertvermittelter Zirkulation, d.h. nur ›systemisch‹, so gilt auch für das Organisationsverhältnis der modernen Gesellschaft, dass es nur als eine strukturierende Struktur innerhalb einer gesellschaftlichen Gesamtkonstellation, die es selbst miterzeugt, wirksam und begreifbar ist« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 44f).

In diesem Kontext wird zwar prinzipiell Giddens (1992) zugestimmt, dass Strukturen »ermöglichen *und* restringieren«, es geht aber gerade in der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft um die auffällige Tatsache, dass »Strukturen für manche vieles ermöglichen und für viele vieles restringieren« (Türk 1997: 153). Es kann also nicht darum gehen, allgemein die Beziehung zwischen Struktur und Handlung (oder zwischen Organisation und Gesellschaft) zu bestimmen, sondern darum, die konkreten Formen der Vermittlung zwischen ihnen herauszuarbeiten.²⁸ Da Organisation ein historisch kontingentes Produkt ist, kann die Bestimmung von Organisation nicht sozialtheoretisch, sondern, dem schon erwähnten Diktum Adornos (1971: 68) folgend, nur mittels einer ausgeführten Gesellschaftstheorie erfolgen.

Theoretisch gefasst wird Organisation in Anlehnung an die Terminologie Giddens (1992: 240ff) als bedeutendes *Strukturmoment* moderner Gesellschaft²⁹, wobei »Strukturmoment« sämtliche institutionellen Muster meint, die weitere gesellschaftliche Muster von Ko-Operationen erzeugen oder reproduzieren (Türk 2002: 1). Organisationen, so die These, sind ein dominantes Phänomen und können daher als Explanans für weitere gesellschaftliche Strukturen herangezogen werden. Dies hat weitreichende Folgen. Stellt man die Organisationsform ins Zentrum der Analyse, heißt dies, dass man Organisation als einem allgemeinen Regulatormodus einen gesellschaftsbestimmenden Status zuspricht. Unter die-

28 Eine ähnliche Argumentation ergibt sich in Bezug auf Luhmann. Türk betrachtet funktionale Differenzierung nicht als den alleinigen gesellschaftlichen Mega-Trend, sondern verortet sie im Spannungsfeld zu Entdifferenzierungsprozessen bzw. zu anderen Formen der Differenzierung (Inklusion/Exklusion, Klassenbildung, Geschlechterdifferenzierung) (Türk 1999). Indem Türk Herrschaft durch Organisation als konstitutives Element der modernen Gesellschaft analysiert, stellt er, trotz vieler Parallelen, sowohl Giddens Strukturationstheorie als auch Luhmanns Systemtheorie sozusagen vom Kopf auf die Füße.

29 Vgl. zur Bedeutung der Giddensschen Strukturationstheorie zur Neufassung des Verhältnisses von Organisation und Gesellschaft Ortmann/Sydow/Türk (1997) und Ortmann/Sydow/Windeler (1997).

sem Aspekt erscheint das Kapitalverhältnis nur als eine Verkörperung der Organisationsform neben anderen Verkörperungen, die etwa in Politik, Sport, Kultur, Militär oder Gesundheit aufzufinden sind (Türk 2002: 3).

7.2.3 Das Organisationsverhältnis als Spezifikum der Moderne

Für die »Kritik der politischen Ökonomie der Organisation« ist die Moderne als eine kapitalistische Gesellschaftsformation zu verstehen.³⁰ Trotz vieler Bezugnahmen auf historisch-materialistische Theorietraditionen grenzt sich der Ansatz aber an zentralen Punkten vom Marxschen Kapitalismusverständnis ab bzw. ist um dessen organisationstheoretische Reformulierung bemüht. Die Hauptdifferenz liegt darin, dass der moderne Kapitalismus nicht so sehr unter Rekurs auf »Markt« zu verstehen ist³¹, sondern das Konstrukt der Organisation als das entscheidende gesellschaftliche Muster erachtet wird.³² »Ohne sozial abgrenzbare Orte der Akkumulation von Aneignungsmacht und Kapital existiert keine Möglichkeit der systematischen Asymmetrisierung von Leistungsbeziehungen und der Extraktion von Arbeitserträgen. Kapitalismus ist immer »organisierter Kapitalismus« (ebd.).

Dies drückt sich auch in der Selbstbezeichnung des Ansatzes als »Kritik der politischen Ökonomie der Organisation« aus. Die »Kritik« äußert sich dabei in einem doppelten Sinne: »gegen einen a-politischen Ökonomiebegriff, der Organisationen als neutrale Instrumente zur Erreichung kollektiver Zwecke fasst, und für einen politisch-historisierenden Öko-

30 Dies vor allem unter Bezugnahme auf Wallerstein: »Die Moderne« heißt in substantiellen Begriffen gesprochen: Entfaltung und Entwicklung des kapitalistischen Weltsystems« (Türk 1995: 115).

31 Vgl. hier die Analogie zum Kapitalismusverständnis von Braudel, der die Bedeutung des Monopols zur Produktion von Asymmetrisierungen hervorhebt.

32 Die *Kritik der politischen Ökonomie der Organisation* scheint sich damit einzureihen in eine längere sozialwissenschaftliche Theorietradition, die »Markt« und »Organisation« als zwei sich widersprechende Modelltypen von gesellschaftlicher Ordnungsbildung und Steuerung begreift (vgl. etwa Vanberg 1982; Türk 1987: 30ff). Dies ist aber nur vordergründig so, da die Konstruktion der (unhistorisch gedachten) Kategorien Markt und Organisation sowie die Unterscheidung zwischen ihnen als ein historisches Konstitutionsverhältnis gedacht wird. Nicht »Markt« oder »Organisation« taugen zur Erklärung der modernen Gesellschaft, sondern die Analyse ihres besonderen historischen Konstitutionsverhältnisses (Türk/Lemke/Bruch 2002: 10).

nomiebegriff, der Organisationen als zentralen Modus moderner Herrschaft begreift« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 45).³³

Das für die Moderne dominante gesellschaftliche Muster der Formierung und Regulation sozialer Ko-Operation wird »Organisationsverhältnis« genannt (Bruch 2000: 51; 1999; Türk/Lemke/Bruch 2002: 43).³⁴ Der Begriff verweist auf den des »Kapitalverhältnisses« in der Marxschen Theoriebildung und damit auf eine besondere Nähe zum Marxschen Ansatz. Gleichzeitig grenzen sich Türk und Mitarbeiter von diesem ab. So wird das Organisationsverhältnis analytisch als Teil der Produktionsverhältnisse und nicht der Produktivkräfte aufgefasst. Im Gegensatz zu Marx wird nicht im Kapital-, sondern im Organisationsverhältnis das Spezifikum der modernen kapitalistischen Produktionsweise gesehen. »Organisationen bilden die Kernstruktur der kapitalistischen Gesellschaftsformation als soziale Orte der Akkumulation und Chancenverteilung, der Vorbereitung, Verabschiedung und Implementation politischer Entscheidungen und der Definition internationaler Beziehungen« (Türk 1995: 165). Dies bedeutet umgekehrt nicht, dass dem Kapitalverhältnis keine Bedeutung hinsichtlich der Strukturierung der aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse beigemessen wird. Mit dem Organisationsverhältnis, so die These, ist aber ein grundlegendes Strukturierungsprinzip, ein allgemeinerer hegemonialer Modus von Herrschaft in der modernen Gesellschaft, benannt. Die Entstehung und Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsformation wird als ein »Prozess der organisationsförmig vermittelten Konditionierung von ›Sozialität‹« (Stolz/Türk 1992: 155) rekonstruiert.

Um es noch einmal deutlich hervorzuheben: Es geht in der hier vorgetragenen »Kritik der politischen Ökonomie der Organisation« nicht darum, die Bedeutung des Kapitalverhältnisses für die Gegenwartsgesellschaft zu leugnen (Türk/Lemke/Bruch 2002: 43), sondern darum, den sozialen Mechanismus offen zu legen, der erst die Bedingungen der Möglichkeit der Kapitalakkumulation herstellt. Hierbei wird davon ausgegan-

33 Die herrschaftliche Relevanz von Organisationen für die moderne Gesellschaft herauszustellen ist dabei weder neu noch originell. So begreift etwa Michael Mann (1994) Gesellschaften als »organisierte Machtgeflechte« und rekonstruiert Geschichte als eine Geschichte organisationsförmig vermittelter Macht. Mann benutzt in Differenz zu Türk allerdings einen ubiquitären Organisationsbegriff, der eben nicht historisch-gesellschaftlich relativiert wird (vgl. dazu Bruch 2000: 34-37).

34 Dass das Organisationsverhältnis als *dominant* aufgefasst wird, heißt nicht, dass alles organisiert ist, dass sich alle gesellschaftlichen Ko-Operationen demselben Prinzip einpassen müssen. Dies gilt ebenso wenig wie die These, alle Verhältnisse der modernen Gesellschaft seien durch das Kapitalverhältnis determiniert (Türk/Lemke/Bruch 2002: 43).

gen, dass die Organisationsform sowohl historisch als auch logisch dem Kapitalverhältnis vorausgeht: »erst Zurichtung, Disziplinierung, gewaltsame Kasernierung, reelle Subsumtion, Mehr(wert)produktion (Krankenhaus, Zuchthaus, Irrenanstalt, Manufaktur, Fabrik, Militär, Staatsverwaltung usw.), dann erst – nach Ablauf von 200 Jahren – Ruf nach ›freier Marktwirtschaft‹, formaler Rechtsstaatlichkeit, Liberalisierung der gesellschaftlichen Verkehrsformen« (Türk 1995: 13). Erst über den Bezug auf Organisation ist also das Allgemeine im Besonderen der modernen Gesellschaft zu bestimmen. Nicht der Markt, sondern die Organisation ist die »adäquate Sozialform des Kapitals« (Türk 1995: 41). Im Kapitalverhältnis materialisiert sich eine allgemeinere Grundstruktur, nämlich das Organisationsverhältnis (Türk/Lemke/Bruch 2002: 45). Oder in einer anderen Formulierung: »Organisationen sind seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die entscheidenden ›Sozialmaschinen‹ der Produktion gesellschaftlicher Verhältnisse« (Türk 2000: 2).

7.2.4 Organisation und Interessenförmigkeit

Die Verfestigung und Durchsetzung der Organisationsform im 19. Jahrhundert lässt sich nicht nur für kapitalistische Unternehmungen nachzeichnen. Sie zeigt sich auch im politischen System in einem Boom der Entstehung von Interessenorganisationen, der sich insbesondere in einer Vielzahl von Gründungen an Vereinen, Verbänden und Parteien niederschlägt. Nicht nur die formale Organisation ist dabei ein historisches Novum, sondern ebenso die Formulierung von individuellen Bedürfnissen und Motivlagen als Interessen. Die Begriffs- und Wirkungsgeschichten von »Interesse« und »formaler Organisation« sind in hohem Maße miteinander verwoben.

Die Formulierung eines Interesses ist keine anthropologische Konstante, noch ist der Begriff des Interesses ubiquitär gültig. Es ist hingegen die moderne Gesellschaft, die überhaupt erst die Kategorie des Interesses ausbildet. Das zweckrationale »Handeln aus Interesse« wird im Laufe des 19. Jahrhunderts zum dominanten Handlungstypus der bürgerlichen Gesellschaft (Neuendorff 1984). Die organisationale Aggregation von Interessen wird in der Folge zum ausschließlich legitimierten Typus des Politischen in der Moderne. Entgegen den Vorstellungen der Pluralismustheorie³⁵, die unter Interessenorganisationen Kollektive von Menschen mit gleichen Orientierungen versteht, sind Interessen eben nicht vorgängig vorhanden, sondern sie formieren sich erst qua Organisation im gesell-

35 Vgl. einführend Kremendahl (1977); zur Kritik im hier vorgetragenen Sinne Türk/Lemke/Bruch (2002: 269-282).

schaftspolitischen Raum. Die Kennzeichnung von Interessenorganisationen als assoziative Selbstorganisation von Menschen zur kooperativen Erledigung gemeinsamer Belange ist daher ein Euphemismus (Türk/Lemke/Bruch 2002: 129f).

Parteien, Vereine und Verbände fungieren dabei im Sinne von Meyer und Jepperson (2000; vgl. Kapitel 6.3.3) als Agenten für politisch-spezifische Zwecke. Sie »stellen über die Kategorie des Interesses Subsumtionsangebote für mehr oder weniger ähnliche Motive, Bedürfnisse, Ziele von Menschen bereit. ›Interesse‹ ist ein Kommunikationsmedium im politischen System, in das individuelle Motive erst zu übersetzen [...] sind« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 276). Erst mit der interessenförmigen Artikulation partikularer Standpunkte hinsichtlich der Verteilung materieller und der Geltung ideeller Werte kann in der modernen Gesellschaft Politikfähigkeit erlangt werden. Die Konstruktion von gemeinsamen Interessen und deren Organisation ist dabei ein sich rekursiv vermittelnder und parallel ablaufender Prozess. »Es ist zu vermuten, daß sich in einer Organisationsgesellschaft eben nur ›organisationsfähige‹ Bedürfnisse als Interessen verallgemeinern und codieren lassen. Organisation wäre dann nicht nur der Modus, der konkrete Arbeit in die für das kapitalistische System notwendige abstrakte Warenform transformiert, sondern zugleich der Modus, durch den möglicherweise allein Bedürfnisse, Wünsche oder Ziele noch artikulierbar sind, indem Bedürfnisse in den Interessencode übersetzt werden; zumindest lassen bisher versuchte Formen ›sozialer Bewegungen‹ kaum Alternativen erkennen. Warenform der Produkte und Interessenform der Bedürfnisse sind miteinander korrespondierende kommunikative Codierungen von hoher Selektivität; beide werden offenbar zu Elementen jeweils auf ihre Weise abstrakter gesellschaftlicher Vermittlungssysteme, die diese Elemente auf der einen Seite mittels ›Tauschwert‹ (›Markt‹), auf der anderen Seite mittels ›Interessen‹ (organisationale Netzwerke) prozessieren« (Türk 1995:71f).

Es ist also nicht so, dass im 19. Jahrhundert ein evolutionärer Prozess zum Abschluss kommt, der nun zum ersten Mal die Möglichkeit hervorbringt, die Bedürfnisse der Menschen frei artikulierbar und verhandelbar zu machen.³⁶ Interessenorganisationen definieren sich demgegenüber entlang von Interessen und Zwecken, die durch die sich modernisierende Gesellschaft erst hervorgebracht wurden. Oftmals ist die Gründung dieser Organisationen nur als Gegengründung zu bereits bestehenden Organisationen, die differente Interessen vertreten, begreifbar (Türk/Lemke/Bruch 2002: 129f). Die sich im 19. Jahrhundert herausbildenden Verbände und Vereine sind stets gegen Dritte gerichtet. Hinzu kommt, dass starke Orga-

36 Dies wird aber in der Literatur oft nahe gelegt; vgl. etwa White (1968).

nisationen Nebenfolgen produzieren, »die sie beabsichtigt oder unbeabsichtigt auf andere abwälzen, was wiederum zur Entstehung neuer Organisationen führt, die entweder diese Folgen verarbeiten oder gegen deren Abwälzung protestieren« (Heins 2001: 63).³⁷

Fassen wir zusammen: Für den Türkischen Ansatz verkörpern Organisationen institutionelle Muster gesellschaftlichen Handelns zur Realisierung gemeinschaftlicher bzw. korporativer Interessen. Organisatorisches Handeln ist damit stets interessengebunden. Organisationen aggregieren in einem soziologisch gehaltvollen Sinne nicht Menschen, sondern Interessen (Türk/Lemke/Bruch 2002: 276).

7.3 Organisation und Herrschaft

Verschiedentlich tauchte bei der bisherigen Darstellung schon der Begriff Herrschaft auf und wurde mit dem Organisationsphänomen verknüpft. Im Folgenden soll er präzisiert werden und zudem die zugrunde liegende Vorstellung von Gesellschaft expliziert werden.

7.3.1 Die Doppelstrukturierung der modernen Gesellschaft

Wenn hier von der Dominanz des Organisationsverhältnisses in der modernen Gesellschaft die Rede ist, dann ist damit nicht eine Idee von »Organisationsgesellschaft« gemeint, welche die Totalität von Organisation(en) annimmt, wie sie etwa in der klassischen Formulierung der Kritischen Theorie von der »verwalteten Welt« (Adorno/Horkheimer/Kogon 1989) anklingt. Ein organisationssoziologischer Ansatz der Gesellschaftstheorie kann sich zudem nicht darin erschöpfen, die »Organisiertheit der Gesellschaft« zu behaupten (Türk 1995: 13). Die eingeschlagene konstitutionstheoretische Argumentation insistiert darauf, dass eine gesellschaftstheoretisch informierte Organisationstheorie immer auch Nicht-Organisiertheit zu thematisieren hat. »In der Organisationsgesellschaft ist Organisation nicht einfach ein Teil des Ganzen neben anderen Teilen und irgendwie mit diesen verbunden, sondern soweit man überhaupt empirisch begründet von Organisationsgesellschaft sprechen kann, ist Organisation als figuriertes Produkt und figurativer Produzent gesellschaftlicher Strukturierungen aufzufassen, und zwar als eine Struktur (i.S. von Giddens), die stets zugleich ihre Kehrseite mitproduziert: das Nicht-Organisierte, aber durch Organisationsbildung konfigurierte oder zumindest initiierte.

37 Vgl. hierzu auch Heins (2001: 82); Türk (1997a).

Dieses Andere ist einerseits Quelle organisationaler Machtakkumulation, andererseits bloß ihr Schatten« (Türk 1995: 92).

Um dem Verhältnis von Organisation und Nicht-Organisiertem auf die Spur zu kommen, ist eine sozialtheoretische Klärung dessen, was Sozialität ausmacht, unerlässlich. Erst wenn die jede Gesellschaft determinierenden Konstanten benannt sind, lässt sich die Besonderheit historisch-spezifischer Vergesellschaftungen benennen. Im Ergebnis wird für einen sehr minimalistischen Begriff von Gesellschaftlichkeit plädiert, wobei der verschiedentlich schon gebrauchte Begriff der Ko-Operation eine zentrale Bedeutung bekommt: »Gesellschaftlichkeit liegt vor, wenn die Operationen (Äußerungen in jeglicher Form) von Menschen zumindest in Teilaspekten aufeinander bezogen sind, aneinander anschließen, sodass von einer ›Ko-Operation‹ gesprochen werden kann« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 15).³⁸ Der Begriff der Ko-Operation verweist, wenn man so will, auf eine im Wortsinne primitive Sozialität, zu deren Wesensmerkmal (noch) nicht reflektierende Selbstbeobachtung gehört. »Ko-Operation bezeichnet den sozialen Grundprozess der Reproduktion menschlicher Lebensformen. Sie bezieht sich auf konkrete raum-zeitlich-soziale Kontexte und findet statt zwischen ›unvertretbaren Subjekten‹, also nicht zwischen ›Rollenträgern‹, ›Positionsinhabern‹ oder korporativen Akteuren« (Stolz o.J.: 8). Die Ko-Operationsdimension bezieht sich auf das soziale Verhaltens- und Materialitätskontinuum, auf das Organisationen in spezifischer Weise zugreifen. Ko-Operation ist somit die basale Bestimmung von Sozialität. Gesellschaft ist das Produkt der in ihr vorkommenden Ko-Operationen. Dabei ist Ko-Operation weder im Sinne gelungener Kooperation zu verstehen³⁹ noch herrschaftsfrei gedacht. Selbst das Töten eines anderen Menschen ist dem hier zugrunde gelegten Verständnis nach Ko-Operation.

Die Begriffe Ko-Operation und Organisation bewegen sich auch auf verschiedenen Erkenntnisebenen. Während der sozialtheoretische Begriff der Ko-Operation eine Basiskategorie gesellschaftlicher Assoziierung

38 Dies bedeutet auch, dass Gesellschaft nicht als Summe von Menschen als psycho-physische Einheiten zu fassen ist, sondern sich aus den Ko-Operationen heraus entwickelt. Dies hat auch Marx (1974: 176) in den »Grundrisen« so gesehen: »Die Gesellschaft besteht nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinander stehen.«

39 Deshalb auch die eigentümliche Schreibweise mit Bindestrich, die »Ko-Operation« von dem positiv konnotierten Wort Kooperation abgrenzen soll. Obwohl Türk nicht müde wird dies zu betonen (vgl. Türk 1995: 97), wird dessen Ko-Operationsbegriff gleichwohl gelegentlich eine positive Konnotation unterstellt; explizit z. B. bei Schettgen (2000: 54-57). Dies sagt allerdings freilich mehr über die jeweiligen Rezensenten aus als über den Gehalt der Theorie.

darstellt und auf eine irgendwie geartete Arbeitsteilung verweist, ist Organisation eine historisch-gesellschaftlich spezifische Form von Ko-Operation. Schon in der frühen Menschheitsgeschichte lassen sich das Prinzip der Arbeitsteilung und damit auch Formen der produkt- und arbeitsbezogenen Koordination nachweisen. Koordinierte Ko-Operation, Arbeitsteiligkeit und Gruppenbildung sind anthropologische Konstanten. Das historische Konstrukt der Organisation ist davon verschieden.

Reale Ko-Operationen sind heute zwar in großem Maße durch Organisationen initiiert und konditioniert, sie werden aber durch deren Formalität nicht vollkommen determiniert, sondern enthalten einen Kern eigener Sozialität. Jede Ko-Operation im organisationalen Kontext beinhaltet eine »Überschüssigkeit« gegenüber ihrer Formalität. »Menschen ›können‹ stets viel mehr als von ihnen durch Organisation abgefordert wird.« Organisation hat eine »regulative, nicht aber eine instruktive Funktion hinsichtlich Ko-Operation, sonst könnte es ja kein abweichendes Verhalten, keine informellen Strukturen, ja nicht einmal Herrschaft geben, die ja gerade in der Permanenz von Regulationsversuchen hinsichtlich [...] als widerständig wahrgenommener Subjekte und ihrer Ko-Operationen besteht« (Türk/Lemke/Bruch 2002: 39).

Organisationen können sich darüber hinaus, wie alle sozialen Muster, nur durch das Handeln der in ihnen involvierten Individuen reproduzieren. Ihr Handeln hat prinzipiell das Potenzial, sich nicht-organisationsförmig zu artikulieren bzw. Organisation als Herrschaftsmuster zu transzendieren. »Vor diesem Hintergrund erscheint die Konzeptualisierung von ›Macht und Herrschaft in der Organisationsgesellschaft‹ nicht gerade als ein einfaches Unterfangen, da wir Herrschaft weder – handlungstheoretisch – schlicht als intentionales Durchgriffshandeln der ›Großen Männer‹ verstehen können, noch – strukturalistisch – einfach als verselbständigtes, der ›Lebenswelt‹ entgegengesetztes zwingendes ›System‹, obwohl diese beiden Konzepte auch richtige Aspekte aufweisen. Vielmehr verkörpert sich organisationale Herrschaft im ko-orientierten Handeln der Akteure selbst; diese sind nicht bloß als Objekte, sondern als Subjekte in den Reproduktionsprozeß organisationaler Herrschaft involviert« (Türk 1995: 89f).

In Anlehnung an die Arbeiten des Neoinstitutionalismus wird von einer Doppelstrukturierung gesellschaftlicher Realität, von einem institutionellen Kontext auf der einen und einem nicht-institutionellen, materiellen Kontext auf der anderen Seite, ausgegangen, wobei Organisation selbst als Institution gefasst wird.⁴⁰ Eine solche dualistische Reflexionstheorie

40 Zum Verständnis von Organisation als Institution der kapitalistischen Gesellschaftsformation vgl. ausführlich Türk (1997).

ist nicht sonderlich originell, da in diversen soziologischen Gesellschaftstheorien auffindbar. Man denke nur an Konstruktionen wie »Überbau und Basis« bzw. »Verwertungs- und Arbeitsprozess« (Marx), an »System und Lebenswelt« (Habermas 1981), an »Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung« (Weber) oder »eingebettete und entbettete Strukturen« (Polanyi 1978; Granovetter 2000; Giddens 1995). Alltagssprachlich verweisen Unterscheidungen wie »öffentlich/privat« oder »Arbeit und Leben« auf den gleichen Sachverhalt. In all diesen Konzeptionen wird in der Trennung der beiden Seiten das eigentlich Moderne gesehen. In Foucaultschen Begriffen: »Die Trennung von ›öffentlich‹, ›dienstlich‹, ›geschäftlich‹ einerseits und ›privat‹ andererseits ist wesentlicher Bestandteil liberal-demokratischer Gouvernamentalität« (Türk 2002: 5).

In der »systemischen«, »entbetteten« oder hier: *institutionellen* Seite und der durch sie erzwungenen Trennung zeigt sich eine für die Moderne typische, historisch neue Form von Herrschaft (Türk 1999: 59ff). Das Nicht-Institutionelle, das »materielle Leben« (Braudel 1986), die »Lebenswelt« (Habermas 1981) oder die Ko-Operation werden durch das Institutionelle zugerichtet, verstärkt oder koordiniert. Im Gegensatz zu vor-modernen oder totalitären Gesellschaften »setzen moderne demokratische Gesellschaften auf Distanzierung und Partialinklusion, reservieren in ihrer Selbstbeschreibung einen geschützten Bereich des privaten Lebens« (Türk 2002: 5). Organisationen kommt hierbei eine prinzipielle intermediäre Funktion zu. Sie vermitteln die institutionelle Sphäre der Verwertung menschlicher Tätigkeit mit der Sphäre ihrer menschlichen Basis (ebd.: 6), vermitteln zwischen makrogesellschaftlichen Strukturen und konkreter Interaktion.

Die Organisationsform als Strukturmoment der modernen Gesellschaft produziert also die gesellschaftlich folgenreiche Unterscheidung zwischen einem organisational-institutionellen und einem diesem entgegengesetzten Bereich. Auf der Seite der Individuen erfolgt die Partizipation am organisational-institutionellen System mittels spezieller Rollen, die an sozial stratifizierte Positionen gebunden sind. Diese »Rollenförmigkeit« eröffnet den menschlichen Subjekten Möglichkeiten der Distanzierung. So geht die Unterscheidung zwischen institutionellem System und »privatem Leben« durch die Personen hindurch und wird von ihnen ständig vollzogen (Bruch/Türk 2004: 18).⁴¹ Moderne Menschen sind heute in hohem Grade »fragmentierte Subjekte« (Hall 1999), die je nach Kontext andere Rollen spielen oder ausfüllen und dabei hinreichende Fähigkeiten zur Rollendistanz entwickelt haben. »Je mehr die Subjekte zu dieser Rol-

41 »Dort geht man seiner Arbeit nach, hier lebt man nach anderen Regeln: Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps« (Türk 2002: 6).

lentrennung befähigt sind, je weniger sie vor allem über ihre Rolle im institutionellen System ihre Selbstdefinition, ihre Identifikation, beziehen [...], desto mehr kann eine Entkopplung zwischen den beiden Welten stattfinden und desto mehr kann sich das institutionelle System ausdehnen, verselbständigen und eigenen abstrakteren Logiken folgen, weil es weniger an individuelle Motivlagen gebunden ist« (Bruch/Türk 2004: 18). Wie eine Vielzahl soziologischer Untersuchungen nahe legt, man denke nur an die Beckschen Thesen der Auflösung traditioneller Milieus (Beck 1986), schreiten diese Entbettungsprozesse rasant fort.

Zusammenfassend gilt jede konkrete Ko-Operation in institutionellen Kontexten als sozial doppelt bestimmt: durch die institutionellen Regeln einerseits und die jeweiligen Besonderheiten der lokalen Ko-Operationsverhältnisse andererseits (Türk/Lemke/Bruch 2002: 39). Im Folgenden soll »das Herrschaftliche« an dieser Konstellation genauer herausgearbeitet werden.

7.3.2 Organisation als moderner Modus von Herrschaft

Eine Bestimmung des Herrschaftsbegriffs erfolgt zunächst in Abgrenzung zum Machtbegriff. Machtphänomene treten in situativ-interaktiven Beziehungen zwischen Menschen auf, wobei (um mit Luhmann zu sprechen) bestimmte Einflussmedien ungleichgewichtig eingesetzt werden. Mit Herrschaft haben wir es dann zu tun, wenn wir verfestigte oder institutionalisierte gesellschaftliche Verhältnisse betrachten, mit deren Hilfe systematische Asymmetrisierungen zwischen Menschen erzeugt werden (Türk/Lemke/Bruch 2002: 40f). In einer anderen Formulierung: »Während ›Macht‹ ein Phänomen lediglich situationaler Asymmetrie bezeichnet, soll der Begriff der Herrschaft für (fixierte) Formen institutionalisierter Asymmetrie reserviert werden. Herrschaft lässt sich also als institutionelle (fixierte) Form der Macht definieren. [...] Aus Macht kann sich also durch hartnäckige Rekursivität Herrschaft entwickeln« (Türk 1999: 74f). Herrschaft ist eine Qualität der Sozialstruktur, »die systematisch-strukturell Chancen des Zugriffs auf bzw. der Verfügung über gesellschaftliche Ressourcen konditioniert« (ebd.: 76).

Macht und Herrschaft unterliegen historisch einem Wandel, der von Foucault (1977: 281) als Übergang von abschöpfenden zu wertschöpfenden Machttechniken, von auf Gewalt und Raub basierenden Formen hin zu Prinzipien von Milde, Produktion und Profit, beschrieben worden ist. In der Konsequenz sind heute Macht und Herrschaft mehr denn je strukturelle Momente. »Damit ändert sich auch das Verhältnis von Rationalität und Herrschaft zueinander, da es keinen an der Spitze oder im Zentrum stehenden, instrumentell kalkulierenden Superakteur (wie noch bei Max

Weber) gibt, der Zweck- und Herrschaftsrationalität mehr koinzidieren lässt. Rationalistische Herrschaft besteht dann nicht mehr in dem ›zwingenden Blick‹ [...] panoptischer Organisation (Foucault 1977), sondern in der zwingenden Struktur selbstbezüglicher [...] Systeme, denen man sich nur noch ›bei Strafe des Untergangs‹ (Marx) entziehen kann; aber auch eine Beteiligung garantiert mitnichten ein Wohlergehen« (Türk 1999: 72).

Die Herrschaftlichkeit von Organisation zeigt sich in doppelter Hinsicht: Zum einen ist Herrschaft innerhalb organisationaler Kontexte angesprochen, zum anderen Herrschaft durch Organisation. Auf dieser Unterscheidung aufbauend können drei Modi organisationaler Herrschaft unterschieden werden: Subsumtion, Hegemonie und Marginalisierung (Türk 1995: 91f). Subsumtion beruht auf der Herstellung oder Aktivierung asymmetrischer Strukturen und meint die Nutzung und Ausbeutung menschlicher Ko-Operation über den Modus Organisation. In Anlehnung an die Marx (1969: 60f) kann die Subsumtion reell oder formell auftreten. Während »reelle Subsumtion« die Nutzung lebendiger ko-operativer Arbeit, die durch Organisation geformt wird, meint, bezieht sich der Terminus »formelle Subsumtion« auf die Nutzung externisierter Ressourcenproduzenten, die nicht unter die Formalstruktur der Organisation subsumiert sind. Im letzteren Fall wird aufgrund von Abhängigkeiten auf Peripherien des organisierten Komplexes (Hauswirtschaften, Länder der »Dritten Welt« etc.) zugegriffen.⁴²

In bewusster Umkehrung der marxistisch-orthodoxen Argumentation setzt für Türk formelle Subsumtion reelle Subsumtion, also die Existenz von sozialen Orten legaler Aneignung und Akkumulation von Mehrprodukt, voraus (Stolz/Türk 1992: 158). Gerade hierin zeigt sich die besondere, vom Marxismus nicht hinreichend gewürdigte Bedeutung von Organisation. Die These von der Organisationsabhängigkeit der kapitalistischen Warenform und damit des »Markts« lässt sich mit dieser Begrifflichkeit reformulieren. Denn: »Markt« heißt historisch nichts weiter als die Eröffnung erweiterter Kapitalisierungs-, Erwerbs- und Unterwerfungschancen durch formelle Subsumtion. Dies wird aber nur verständlich vor dem Hintergrund bereits existierender reeller Subsumtion mittels Organisation« (Türk 1995: 14).

Mit Hegemonie ist die strukturinduzierende Wirkung von formaler Organisation angesprochen. »Durch Organisationsbildung wird die Ko-evolution ›externer Kulturen‹ bedingt, die eine Formkorrespondenz zu den Organisationen aufweisen, selbst aber keine Organisationen sind«

42 Vgl. die Überlegungen von Wallerstein und insbesondere von Werlhof/Mies/Bennholdt-Thommsen (1988) sowie Peters/Stolz (1991).

(ebd.), etwa die bürgerliche Familie mit ihren zentralen sozialisatorischen Funktionen. Die Bedeutung der formkorrespondierenden externen Kulturen liegt vor allem in der sozialkulturellen Reproduktionsleistung für Organisationen. Mit Marginalisierung schließlich ist der Aspekt organisationaler Herrschaft angesprochen, der sich auf die Ausgrenzung von gesellschaftlichen Teilbereichen und Personengruppen durch Organisationsbildung bezieht. Gemeint sind »implizite Formen der Restrangierung durch organisationale Konfigurierung von Lebensbedingungen« (ebd.). Darunter fallen Bedürfnisse oder Bereiche, die nicht organisationsförmig artikuliert werden können (»Deprivation«), sowie Bereiche, die organisational nicht nutzbar sind (»Verelendung«).

Die gesellschaftsstrukturierende Dominanz der Organisationsform versetzt die Gesellschaftsmitglieder in eine »klassische« double-bind-Situation.⁴³ Es ist für den modernen Kapitalismus typisch, dass seiner Inklusionsideologie und -praxis zugleich – und unausweichlich – materielle Exklusion gegenübersteht. »Auf der Inhaltsebene wird die Inklusion im Sinne von Partizipation, Gleichheit usw. kommuniziert, auf der Beziehungsebene dagegen findet Exklusion und scharfe Stratifikation statt« (Türk 1997: 167).

In offensichtlicher Analogie zu Wallersteins Überlegungen zur Universalismusideologie des kapitalistischen Weltsystems im Verhältnis zu Rassismus/Sexismus (vgl. Kapitel 6.2.3) beschreibt Türk die moderne Gesellschaft als eine, die Inklusion kommuniziert, gleichzeitig und über denselben Mechanismus aber auf der materiellen Ebene exkludierende Effekte zeitigt. Hierbei wird allerdings nicht plumpen Basis-Überbau-Theoremen, und damit naiven Ideologiemodellen, gehuldigt, sondern im Foucaultschen Sinne die »Ordnung der Dinge« konstitutionstheoretisch rekonstruiert. »Die strukturelle Widersprüchlichkeit von Inklusion und Exklusion besteht somit nicht nur zwischen ›Ideologie‹ und ›Wirklichkeit‹, zwischen ›talk‹ und ›action‹ – dies wäre vergleichsweise harmlos –, sondern in der notwendigerweise systematischen widersprüchlichen Konstitution der Institutionen der kapitalistischen Gesellschaftsformation selbst. [...] Wir haben also eine ideologisch gerechtfertigte faktische systemische Subsumtion, die aber wegen der systemnotwendigen Exklusio-

43 Die Begrifflichkeit des *double binds* ist Bateson (1985: 276ff) entlehnt, der damit am Beispiel der Beziehung von Mutter und Kind eine sich intern widersprechende Beziehungsstruktur kennzeichnet, die auf der Inhaltsebene Gebote kommuniziert, diese aber auf der Beziehungsebene gleichzeitig widerruft. Für das Kind ergibt sich somit ein unauflösbarer Widerspruch in einer Situation, die ihm keine Möglichkeit lässt, aus dieser doppelstrukturierten Beziehungsstruktur auszubrechen. Türk überträgt diese theoretische Figur auf die organisationale Gesellschaftsformation, um deren Herrschaftsförmigkeit analysieren zu können.

nen zu materiellen Exklusionen in politischer, ökonomischer und ideologischer Hinsicht führt« (Türk 1997: 166).

Systemische Subsumtion nimmt im Zuge der Inklusion immer weiterer Lebensbereiche und Menschen in das kapitalistische Weltsystem zu. Wie wir in Auseinandersetzung mit Wallerstein und seiner These der Permanenz der ursprünglichen Akkumulation gesehen haben, ist dies bis heute ein vor allem auch gewaltgestützter Vorgang. Gleichwohl ist dies kein Prozess, der »über den Köpfen der Menschen« hinwegrollt, sondern ist durch deren aktives Dazu-Tun geprägt. Triebfeder ist vor allem die ideologische Versprechung, dass durch Partizipation eine Besserstellung erreicht werden kann. Historisch lässt sich aber mit Wallerstein zeigen, dass auf globaler Ebene solche Besserstellungen, also etwa der Einschluss von Arbeitern und später Frauen, dazu führte, dass jeweils weniger Mächtige marginalisiert wurden (Türk 1997: 162).

Mit der Formulierung der systemischen Subsumtion bzw. der »inkludierenden Exklusion« ist ein asymmetrisierender, sich global vollziehender Strukturierungsprozess angesprochen, »der nicht mehr bloß eine Zweiklassengesellschaft mit ausgebeuteten Lohnabhängigen produziert, sondern zu vielfältigeren Formen der politischen, ökonomischen und ideologischen Exklusion bis hin zu vollständigen Marginalisierungen [...] führt. Diese materiellen Exklusionen basieren dabei durchweg auf der formellen institutionellen Inklusion, und für ihre Legitimation gilt, wenn alle sonstigen Rechtfertigungen reißen, das Prinzip der Selbstverschuldung« (Türk 1997: 165). In der sich bürgerlich-liberal verstehenden Gesellschaft sind die stratifizierenden Merkmale Klasse, Kaste oder Stand »überwunden«. Stattdessen wird prinzipielle Chancengleichheit postuliert. Ein Scheitern, d.h. die nicht erfolgreiche gesellschaftliche Teilhabe am institutionellen System, kann so individuell der einzelnen Person zugerechnet werden und nicht der Struktur des institutionellen Systems selbst (Bruch/Türk 2004: 345). Es erscheint offensichtlich, wie diese Argumentationsstruktur im Zuge der weiteren Durchsetzung neoliberaler Gesellschaftsvorstellungen aktuell protegiert wird.

Die schon erläuterte intermediäre Funktion von Organisation spiegelt sich auch hier wider. Um in der modernen Welt bestehen zu können, ist jeder gezwungen, an den organisierten Systemen der Gesellschaft zu partizipieren. Organisationszugehörigkeit fungiert »insofern als die Zugangsbedingung zur Weltgesellschaft« (Stichweh 2000: 17). Gleichzeitig gilt für die allermeisten, dass sie von tatsächlich einflussreicher Partizipation oder relevanter Intervention in Gesellschaftsprozesse und -strukturen ausgeschlossen bleiben.

Prozesse der Inklusion und Exklusion sind also stets gleichzeitig am Werke. Während auf der Ebene der Selbstbeschreibung der modernen

Gesellschaft die Partizipation aller in und an den Bereichen Ökonomie, Politik, Erziehung, Wissenschaft und Medien kommuniziert wird, findet sich eine andere Realität auf der Ebene der Organisationen. Hier nämlich ist der Ausschluss von Personen nicht illegitim. Er ist sogar in gewisser Weise notwendig, da Teil der Selbstbeschreibung und des Selbstverständnisses von Organisation. Jede Organisation kann und soll nach eigenen, festgelegten Kriterien entweder ein- oder ausschließen. Dies geht konform mit der bürgerlichen Ideologie, nach der jeder in der Wahl oder Gründung einer Organisation frei ist. In diesem Sinne sind Organisationen diejenigen Institutionen, die Partizipation in selektiver Weise regulieren (Türk 1999a: 26), sind »diejenigen gesellschaftlichen Modi, über die überhaupt die Exklusionen vollzogen werden« (Türk 1997: 170). Organisationen übernehmen in der modernen Gesellschaft die soziale Funktion der Selektion, Klassifikation, Chancen- und Machtdifferenzierung. Organisationen sind, so lässt sich pointiert formulieren, der generelle Modus der Produktion gesellschaftlicher Asymmetrisierungen in der Moderne (Bruch 1999: 41ff; Schäfer 2000).

Wendet man sich noch einmal den Fragen von Herrschaft und moderner Gesellschaft grundsätzlicher zu, so besteht die Wirkungsmächtigkeit der systemischen Subsumtion gerade darin, dass keine (bzw. immer weniger) »vom System freigelassene Bereiche« (Adorno) aufspürbar sind. Herrschaft in der modernen Gesellschaft richtet sich damit auch darauf hin aus, keine gesellschaftlichen Alternativen zum institutionellen System entstehen und sichtbar werden zu lassen (Schäfer 2000: 357; Bruch/Türk 2004). Organisation als Herrschaftsmodus setzt dabei »Bedingungen für und von Ko-Operation (determiniert sie also nicht), die sie überdies durch Aneignung von Mehrproduktion nutzt. Organisationen konditionieren selektiv und partikularistisch einen sie selbst weit übergreifenden Ko-Operationszusammenhang der (Welt-)Gesellschaft« (Türk 1995: 87f). Organisation ist ein gesellschaftliches Ordnungsmuster, welches »den gesellschaftlichen Möglichkeitsraum unserer Denk- und Handlungspraktiken so präformiert, dass die Wahrscheinlichkeit der gesellschaftlichen Geltung verschiedener Kooperationspraktiken ungleich verteilt wird« (Bruch/Türk 2004: 7). Dies bedeutet, dass die Strukturierungseffekte von Organisation nicht beliebig sind, »sondern dass Organisation als ein begrenztes Möglichkeitsfeld von Praktiken die Möglichkeitsfelder anderer gesellschaftlicher Praktiken systematisch öffnet bzw. schließt und damit die Entwicklung bestimmter gesellschaftlicher Praktiken ermöglicht bzw. behindert« (ebd.).

